



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

40. JAHRGANG ■ 2 | 2011





Salon der Villa Wagner in Friedrichshafen-Spaltenstein. (Architektur am Wasserschloßchen, Christa Kelbing, Freie Architektin, Überlingen)

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

2/2011 40. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. in Kooperation mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien Freiburg, Karlsruhe, Tübingen, gefördert vom Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungspräsident Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung:

Helmuth Fiedler
Redaktionsausschuss:

Dr. Claudia Baer-Schneider,
Dr. Jörg Bofinger, Dr. Dieter Büchner,
Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch,
Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn,
Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Dr. Günther Wieland
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

Lektorat: André Wais/Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner

Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal

Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 24000

Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Bankverbindung:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).

Verwendungszweck:

Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 65 Editorial
- 66 Der Nordschwarzwald – früher besiedelt als gedacht? Pollenprofile belegen ausgedehnte vorgeschichtliche Besiedlung und Landnutzung
Manfred Rösch/Gegeensuvd Tserendorj
- 74 „Das haben wir eingenommen, ...“ Der „Tilly-Fund“ und Spuren der Belagerungen Heidelbergs im 17. Jahrhundert
Carsten Casselmann/Martin Straßburger
- 79 Mosbach im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit Neue Erkenntnisse zum Fachwerkbau in Baden
Ruth Cypionka/Burghard Lohrum
- 87 Verdichtete Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre Ein Inventarisationsprojekt im Regierungsbezirk Stuttgart
Simone Meyder/Karin Hopfner/Martin Hahn/Christina Simon-Philipp/Edeltrud Geiger-Schmidt
- 95 „You only live twice“ Das zweite Leben der Villa Wagner
Martina Goerlich/Cornelia Marinowitz/Silvia Tauss
- 101 Villa Wagner in Friedrichshafen-Spaltenstein Die Restaurierungsarbeiten an der Betonfassade
Tobias Hotz
- 106 Im Kilsheimer Templerhaus wird jetzt geschmökert Die aufwendige Restaurierung ist abgeschlossen
Judith Breuer
- 113 Ein ehemaliges Patrizierhaus ist nun Stadtmuseum von Künzelsau Zur Restaurierung und Modernisierung des Gebäudes Schnurgasse 10
Judith Breuer
- 118 Denkmalporträt Der Westwall in Baden-Württemberg (2) Der Ettlinger Riegel
Patrice Wijnands
- 120 Denkmalporträt Wasser für die Nonnen Das Berauer Wuhr (Kr. Waldshut)
Andreas Haasis-Berner
- 122 Denkmalporträt Beamtensiedlung in einer Waldlichtung Das Wohnquartier Aspen in Stuttgart-Botnang
Edeltrud Geiger-Schmidt
- 124 Denkmalporträt Selbstbestimmung im Geschosswohnungsbau Das Terrassenhaus „Schnitz“ in Stuttgart
Simone Meyder
- 126 Für immer verloren „Haus zum Bub“ in Konstanz, Hussenstraße 1
Ulrike Plate
- 128 Mitteilungen
- 131 Ausstellung
- 131 Neuerscheinung
- 132 Personalien

Editorial

Die letzten Monate standen ganz im Zeichen bedeutender archäologischer Entdeckungen: Im Donautal, nur zwei Kilometer von der Heuneburg entfernt, wurde im Herbst 2010 durch das Landesamt für Denkmalpflege ein frühkeltischer Großgrabhügel des 6. Jh. v. Chr. untersucht, der bereits nahezu vollständig durch die moderne Landwirtschaft zerstört worden war. Lediglich das zentral unter dem Hügel angelegte Schachtgrab war noch nicht vom Pflug erfasst worden. Da der Grabhügel im Überschwemmungsgebiet eines Baches liegt, haben sich hier Teile der aus Eichendielen gezimmerten Grabkammer erhalten. Aufgrund dieser einmaligen Erhaltungsbedingungen und der Tatsache, dass die Grabkammer Beigaben von herausragender Qualität enthält, entschloss sich die archäologische Denkmalpflege dazu, die gesamte Grabkammer im Block zu bergen. Am 28. Dezember 2010 war es dann so weit: Ein 80 t schwerer und 6,0 x 7,5 x 0,9 m großer Erdblock, der zuvor mit Stahlrohren, -trägern und -platten unterfangen bzw. gesichert worden war, wurde von zwei Schwerlastkränen gehoben und in einer spektakulären Aktion per Tieflader nach Ludwigsburg ins Labor transportiert. Obwohl bisher nur ca. 25 Prozent der Grabkammer freigelegt worden sind, konnten bereits jetzt Aufsehen erregende Funde aus Gold, Bernstein, Gagat und Bronze aus dem Block geborgen werden. Über die bisherigen Ergebnisse dieser Ausgrabung soll in Heft 3/2011 des Nachrichtenblatts informiert werden.

Einige Beigaben aus diesem frühkeltischen Fürstinnengrab werden ab Juni 2011 zusammen mit zahlreichen anderen Neufunden aus Baden-Württemberg in der Ausstellung „Entdeckungen – Höhepunkte der Landesarchäologie“ zu sehen sein. Die Ausstellungseröffnung wird am 7. Juni 2011 im Alten Rathaus in Esslingen stattfinden. Weitere Stationen dieser Wanderausstellung werden Karlsruhe (ab 13. September 2011), Tübingen (ab November 2011), Freiburg (ab Februar 2012) und voraussichtlich Berlin sein.

Die herausragenden Entdeckungen der letzten Monate und Jahre und damit die Ausstellung „Entdeckungen – Höhepunkte der Landesarchäologie“ führen wieder einmal vor Augen, wie außergewöhnlich reich Baden-Württemberg an bedeutenden archäologischen Fundstätten und Denkmälern ist. Um diesem reichen kulturellen Erbe gerecht werden zu können, bedarf die Denkmalpflege einer angemessenen Ausstattung. In technisch-apparativer Hinsicht ist diese Ausstattung in Baden-Württemberg nach wie vor als sehr gut zu beurteilen. Aus Mitteln des Wirtschaftsministeriums

und der Deutschen Forschungsgemeinschaft konnten wichtige Großinvestitionen realisiert werden. So wurde am Forschungsinstitut für Edelmetalle (Schwäbisch Gmünd) eine CT-Anlage angeschafft, die auch der Denkmalpflege zur Verfügung steht, und am Landesamt selbst ist seit letztem Jahr ein terrestrischer Scanner im Einsatz. Auch hinsichtlich der personellen Ausstattung mit Spezialisten, etwa für die einzelnen archäologischen Epochen oder die relevanten naturwissenschaftlichen Methoden, ist die archäologische Denkmalpflege unseres Landes nach wie vor recht gut aufgestellt. Allerdings werden in den nächsten fünf bis zehn Jahren viele dieser Spezialisten in den Ruhestand gehen: Falls diese Stellen nicht wiederbesetzt werden sollten, hätte dies fatale Folgen für die Landesarchäologie. Dies gilt erst recht für die personelle Ausstattung im Bereich der Gebietskonservatoren, also beim eigentlichen Kerngeschäft der archäologischen Denkmalpflege. Hier ist inzwischen eine gravierende Unterversorgung festzustellen: So stehen der archäologischen Denkmalpflege für die Betreuung des Regierungsbezirks Tübingen gerade einmal zwei Konservatoren zur Verfügung. In den anderen Regierungsbezirken sieht es kaum besser aus. So sind unbeobachtete Zerstörungen wichtiger archäologischer Denkmäler durch Bauvorhaben und andere Bodeneingriffe gleichsam „vorprogrammiert“. Umso wichtiger ist es, dass der Gesetzgeber auch in Baden-Württemberg die notwendigen rechtlichen Rahmenbedingungen schafft, damit sowohl Bauherren als auch Denkmalpfleger terminliche und finanzielle Planungssicherheit bei der Durchführung von Rettungsgrabungen haben. In nahezu allen anderen Bundesländern und in den meisten unserer Nachbarstaaten sind inzwischen eindeutige Regelungen zur Kostentragungspflicht bei Rettungsgrabungen in den Denkmalschutzgesetzen verankert worden. Entsprechende Regelungen sind auch in Baden-Württemberg notwendig. Das breite Spektrum der Beiträge dieses Heftes zeigt, dass zeitgemäße Denkmalpflege auf interdisziplinäre und überregionale Vernetzung zwingend angewiesen ist. Entsprechende Rahmenbedingungen zu erhalten bzw. neu zu schaffen wird eine der zentralen Herausforderungen für die Denkmalpflege in der Zukunft sein.

Dr. phil. habil. Dirk Krausse
Landeskonservator
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege



Der Nordschwarzwald – früher besiedelt als gedacht?

Pollenprofile belegen ausgedehnte vorgeschichtliche Besiedlung und Landnutzung

Der Nordschwarzwald gehört heute zu den am stärksten bewaldeten Gebieten in ganz Deutschland. Besonders die höheren Lagen sind äußerst dünn besiedelt, Forstwirtschaft und Tourismus die wichtigsten Wirtschaftszweige. Das war im Mittelalter und in der frühen Neuzeit keineswegs so, was heute kaum jemand weiß. Noch weniger ist bekannt, dass es vor der mittelalterlichen Besiedlung hier schon eine prähistorische gegeben hat. Im Umfeld einer seit 1930 bekannten keltischen Siedlung bei Neuenbürg an der Enz werden von der archäologischen Denkmalpflege mit Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft seit einigen Jahren großflächig Spuren von keltischem Bergbau und der zugehörigen Eisenverhüttung untersucht. Dass sich die eisenzeitliche Besiedlung und Nutzung des Nordschwarzwaldes aber nicht kleinflächig auf solche Randlagen nahe der Flusstäler beschränkte, sondern bis in die höchsten Gipfellagen reichte und dort zu großflächiger Entwaldung und Bodenabtrag führte, machen neue vegetationsgeschichtliche Untersuchungen in den Karseen des Nordschwarzwaldes offenkundig – auch wenn direkte archäologische Nachweise in den dichten Waldgebieten kaum zu lokalisieren sind.

Manfred Rösch/Gegeensud Tserendorj

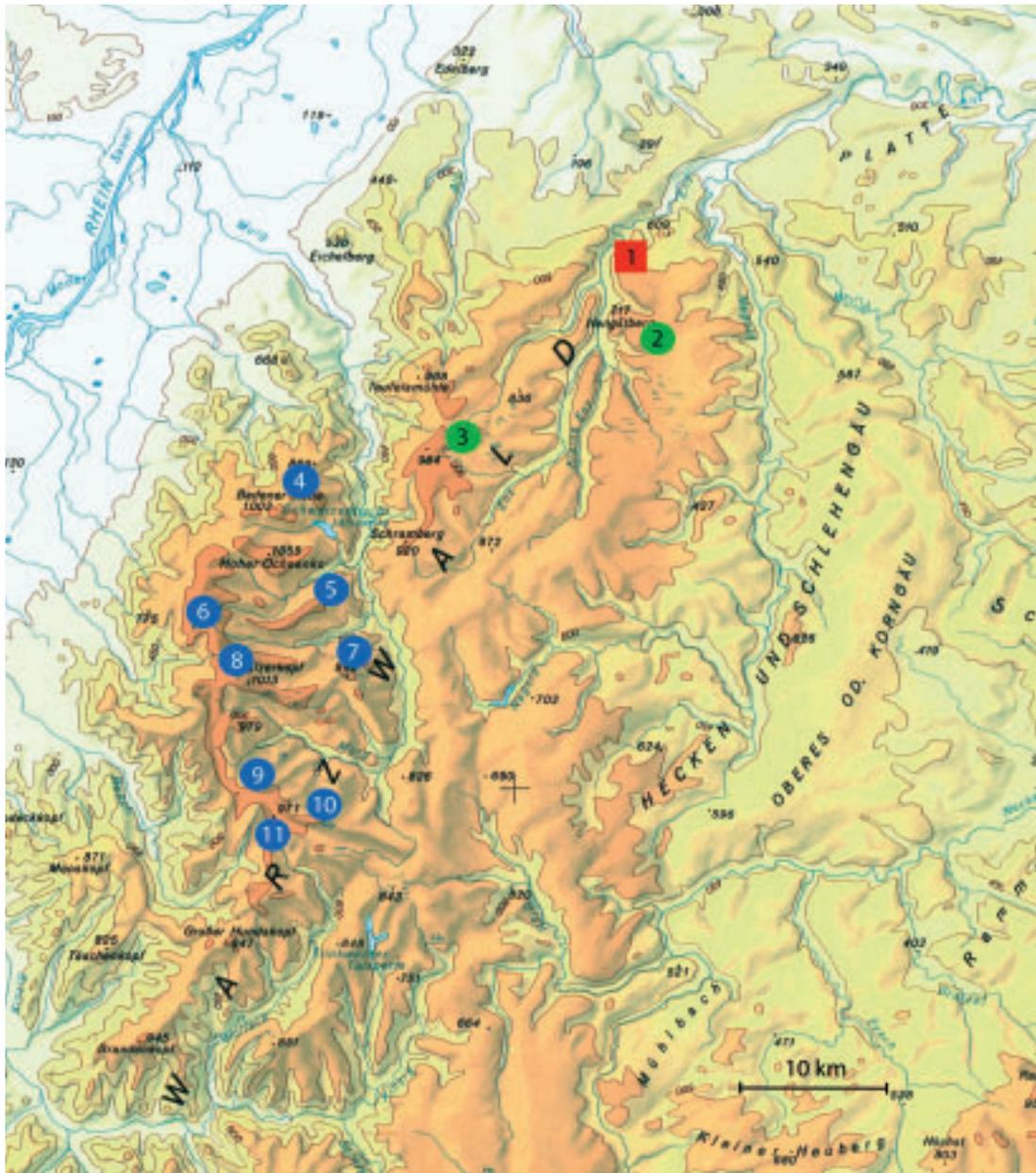
Neue Untersuchungen zur Geschichte der Landnutzung im Nordschwarzwald

Nach weit verbreiteter Ansicht wurde der Nordschwarzwald erst in historischer Zeit vom Menschen genutzt und besiedelt. Gegenteilige Ansichten verhallten ungehört oder wurden nicht ernst

genommen. Erst neue archäologische Erkenntnisse zur prähistorischen Besiedlung auf Umlaufbergen der Flüsse Nagold und Enz veranlassten das Labor für Archäobotanik des Landesamtes für Denkmalpflege im Jahre 2005 zu vegetationsgeschichtlichen Untersuchungen im Schwarzwald. Die Vegetationsgeschichte ergänzt als Prospek-

1 Der Mummelsee, 1028 m hoch gelegen, 3,7 ha groß und bis 17 m tief, ist nicht nur der höchstgelegene, größte und tiefste der Nordschwarzwälder Seen, sondern auch der meistbesuchte.





2 Montanarchäologie und Vegetationsgeschichte im Nordschwarzwald: 1 Neuenbürg; 2 Bruckmisse bei Oberreichenbach; 3 Wildseemoor bei Kaltenbronn; 4 Herrenwieser See; 5 Schurmsee; 6 Mummelsee; 7 Huzenbacher See; 8 Wilder See am Ruhestein; 9 Buhlbachsee; 10 Ellbachsee; 11 Glaswaldsee.

tionsmethode die archäologische Ausgrabung, weil mithilfe weniger in einer Landschaft verteilter Pollenprofile fundierte Aussagen zu Intensität, Dauer und räumlicher Verbreitung menschlicher Eingriffe gemacht werden können, wogegen die Ausgrabung eher punktförmige Ergebnisse in Raum und Zeit liefert. Nach Untersuchungen in der Bruckmisse bei Unterreichenbach und im Wildseemoor bei Kaltenbronn wurden im Herbst 2006 die acht Karseen am Nordschwarzwald-Hauptkamm in Angriff genommen. Zugleich gelang es, die Deutsche Forschungsgemeinschaft für fünf Jahre als Geldgeber zu gewinnen.

Die Karseen des Nordschwarzwaldes als landschaftsgeschichtliche Archive

Der Nordschwarzwald erreicht an seinem Hauptkamm westlich der Murg Höhen über 1000 m. Die höchste Erhebung ist die Hornsgrinde mit 1163 m.

In diesen Höhen bildeten sich während der letzten Eiszeit lokale Gletscher. Etwas unterhalb der Kammlagen haben sie hauptsächlich auf den Ost- oder Nordflanken der Berge zahlreiche Hohlformen, so genannte Kare ausgeschürft, die sich zunächst mit Wasser füllten, später verlandeten und heute größtenteils Moore sind. Lediglich die acht tiefsten enthalten immer noch Seen. In der frühen Neuzeit wurden diese etwas aufgestaut, um Holz ins Tal zu schwellen. Ohne den Aufstau würden die beiden flachsten, Buhlbachsee und Ellbachsee bei Baiersbronn, heute nicht mehr bestehen. Die übrigen sechs, mit maximalen Wassertiefen zwischen 7,5 m (Huzenbacher See) und 17 m (Mummelsee), hatten dagegen immer offene Wasserflächen und haben in ihrem Schlamm am Seegrund 15 Jahrtausende Landschaftsgeschichte archiviert. Die Wasserfläche der Seen ist klein – zwischen 1,2 ha (Herrenwieser See) und 3,7 ha (Mummelsee). Daher bilden sie in ihrem Pollen-

3 *Der Buhlbachsee war bereits verlandet. Durch Aufstau entstand wieder eine offene Wasserfläche mit einer schwimmenden Schwingraseninsel im Zentrum. Im Vordergrund der Ausfluss, im Hintergrund die Karwand.*



und Aerosolgehalt hauptsächlich die Ereignisse in der näheren Umgebung ab. In Höhen zwischen 747 m (Huzenbacher See) und 1028 m (Mummelsee) gelegen, verteilen sie sich auf ein Gebiet von rund 300 km², das die höchsten Lagen des Nordschwarzwaldes einschließt. Die Moore und Seen des Schwarzwaldes enthalten in ihren Ablagerungen zeitlich geordnet vielfältige Spuren früherer Landschaft und Landnutzung und sind daher als hochrangige Denkmale der Landschaftsgeschichte aufzufassen.

Entstehen und Wandel der Wälder seit der letzten Eiszeit

Nach dem Abschmelzen der Gletscher vor mehr als 15000 Jahren wuchsen im Nordschwarzwald kaum Pflanzen und überhaupt keine Gehölze. Die

ersten Neubesiedler unter den Gehölzen waren niederwüchsige Spalierweiden, wie wir sie heute aus den Alpen kennen, sowie Zwergbirken, Sanddorn und Wacholder. Ab dem 13. Jahrtausend v. Chr. entstanden erstmals Wälder aus Birken, später auch aus Kiefern. Im 9. Jahrtausend v. Chr. konnte die Hasel aufgrund ihres stärkeren Schattenwurfs Birke und Kiefer zurückdrängen und dichte Gebüsche bilden, aus denen Eichen und Ulmen herausragten. Dazu gesellten sich später Linden, Ahorne und die Esche. Dieser so genannte Eichenmischwald setzte sich nach und nach gegen die niedrigeren Haselgebüsche durch. Ab dem 6. Jahrtausend v. Chr. wanderten mit Fichte, Weißtanne und Rotbuche die Schatthölzer ein – Bäume, die aufgrund ihrer Wuchshöhe, ihres Lebensalters, ihres dunklen Schattens und ihrer Schattentoleranz in der Jugend bei uns am konkurrenzkräftig-

sten sind, alle übrigen allmählich verdrängen können und daher das Endstadium einer natürlichen Waldentwicklung darstellen. Dieses Stadium wurde im Schwarzwald erst im 4. Jahrtausend v. Chr. erreicht, als sich die Weißtanne im Gebiet endgültig durchsetzte. Mit Verzögerung gesellte sich die Rotbuche dazu, während die Fichte im Nordschwarzwald von Natur aus nie Fuß fassen konnte.

Und wann kommt der Mensch?

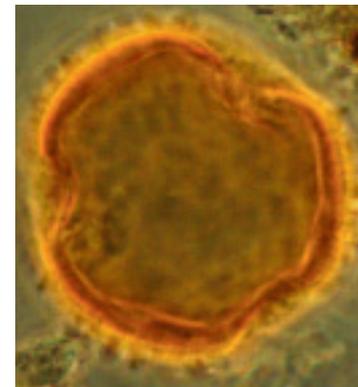
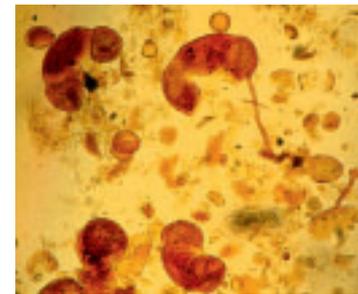
Bisher haben wir eine natürliche, vom Klima und anderen natürlichen Faktoren gesteuerte Entwicklung vor uns, wie sie ganz ähnlich in weiten Teilen Europas vor dem Neolithikum abgelaufen ist. Geschlossene Tannenwälder mit nur geringer Beteiligung anderer Holzarten stellen im Schwarzwald wie in anderen mittel- und südeuropäischen Gebirgen den Höhepunkt und Abschluss der natürlichen Entwicklung dar. Auf „natürlichem Wege“ gibt es von hier aus kein Zurück mehr, sondern nur durch Störungen des natürlichen Gleichgewichts. Da extreme Klimaveränderungen oder biotische Faktoren als maßgebliche Ursachen ausgeschlossen werden können, kommt nun der Mensch als Störenfried der Natur ins Spiel. Von welchen Veränderungen ist aber die Rede? Zunächst schloss im 4. Jahrtausend v. Chr., also während des Endneolithikums, die Rotbuche, im Schwarzwald eigentlich nur der „Juniorpartner“ der Weißtanne, zu dieser auf und übertraf sie schließlich an Häufigkeit. Dann wurden Hasel und vor allem die Birken, allesamt der Tanne an Konkurrenzkräften hoffnungslos unterlegen, wieder häufiger. Gleichzeitig nahmen Gräser und Kräuter zu, was auf – zunächst noch moderate – Öffnung der bis dahin dicht geschlossenen Wälder hinweist. Darunter sind mit Spitzwegerich, Beifuß, Brennessel oder Sauerampfer Arten, die in der Naturlandschaft fehlen oder so selten waren, dass sie in Pollenprofilen vor dem Einsetzen menschlicher Eingriffe praktisch keine Spuren hinterlassen haben. Vereinzelt finden sich auch schon Pollenkörner von Getreide, also von ackerbaulichen Kulturpflanzen. Vermehrtes Auftreten von Holzkohlepartikeln weist auf Brände hin.



4 Lückenlose Beprobung eines Kerns. Jede Probe ist 1 cm dick und enthält die Ablagerung von etwa 20 Jahren.

Wie ist das zu deuten? – Schwache Spuren endneolithischer Landnutzung

In der Oberrheinebene und der anschließenden Vorbergzone des Schwarzwalds sind jungsteinzeitliche Besiedlung und Ackerbau archäologisch belegt und stehen außer Frage. Für den Schwarzwald selbst fehlen hingegen entsprechende Nachweise. Die Hinweise auf so frühe Landnutzung in den Pollenprofilen könnte daher als Fernflug aus tieferen Lagen angesehen werden, wie das bisher auch stets getan wurde. Die Holzkohlen wurden oft als Spuren natürlicher Waldbrände abgetan, wobei vergessen wurde, dass mitteleuropäische Laub- und auch Tannenmischwälder von Natur aus kaum flächig abbrennen, auch nicht nach Blitzschlägen. Die anderen Spuren für menschliche Eingriffe sind zu deutlich und vor allem in den einzelnen Profilen zu unterschiedlich, um allein mit Fernflug erklärt werden zu können. Ein weiteres Argument für den lokalen Charakter anthropogener Störungen ist die Zunahme klastischer Partikel – Ton, Schluff, Sandkörner – im Sediment. Sie sind durch Glühverlustbestimmung als mineralischer Sedimentanteil erfasst – Spuren erodierten und in den See gespülten Bodenmaterials, die aus seinem hydrologischen Einzugsgebiet, also von noch weiter oben stammen müssen. Höchstwahrscheinlich wurde daher der Schwarzwald bereits im Endneolithikum mehr und mehr und bis in die höchsten Lagen als Weidegebiet erschlossen und genutzt, wobei stellenweise auch durchaus kurz dauernde Besiedlung und Ackerbau anzunehmen sind.



5 Mikroskopischer Ausstrich der Probe aus 852 cm Tiefe aus dem Huzenbacher See, Alter etwa 2. Jahrhundert n. Chr. Zu erkennen ist unter anderem Pollen von Weißtanne, Kiefer und Rotbuche.

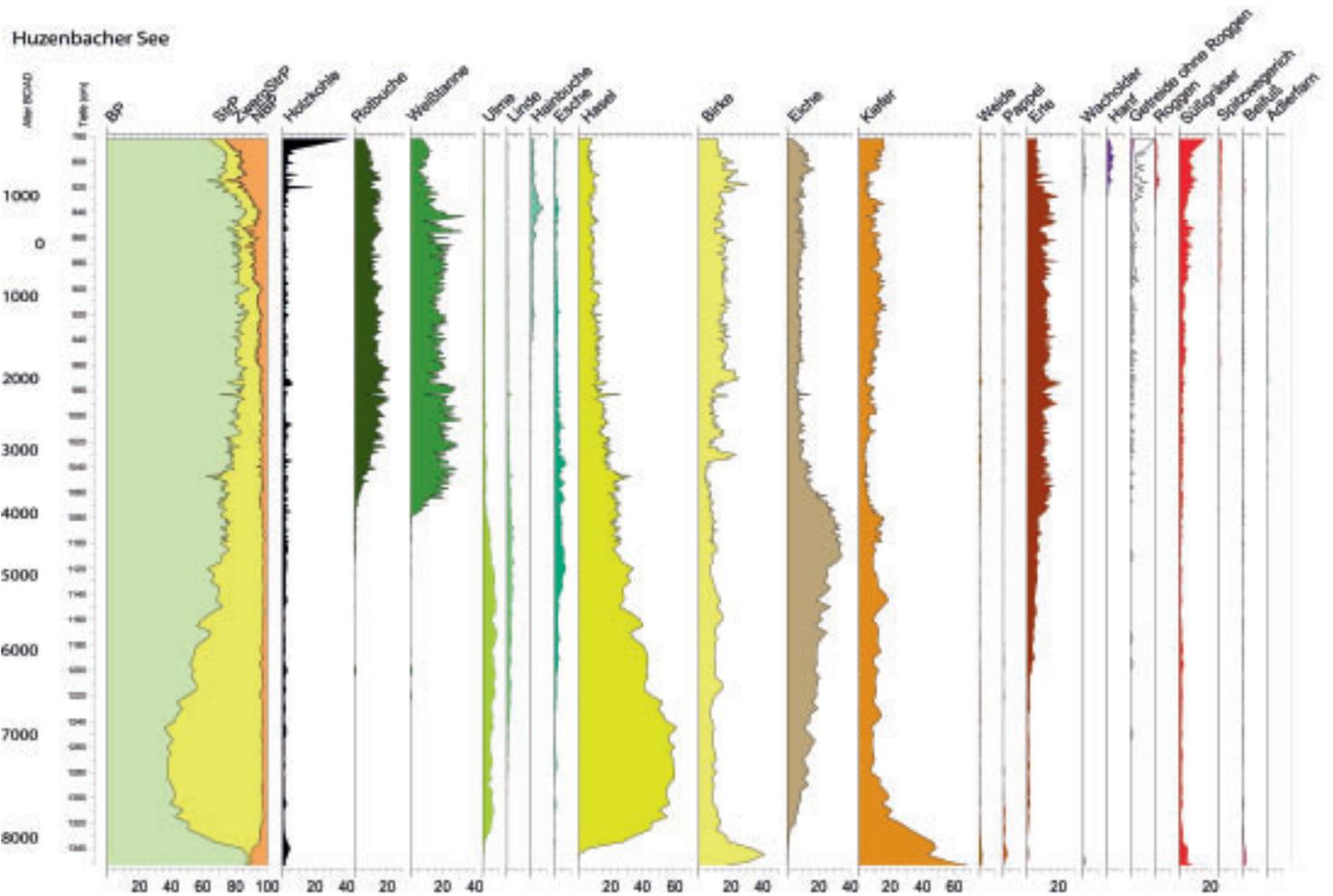
6 Pollenkorn der Mistel (*Viscum album*).

Der Druck wird stärker – bronzezeitliche Nutzung

Im 2. Jahrtausend v. Chr. deuten verdoppelte Werte der Gräser und Kräuter deutlich auf Waldauflichtungen hin. Der Entwaldungsgrad kann vorsichtig auf maximal 15 Prozent geschätzt werden, was etwa der heutigen Situation im Gebiet entspricht. Zwischendurch traten immer wieder kürzere Wiederbewaldungsphasen auf, und zwar nicht gleichzeitig im ganzen Gebiet. Getreidepollen, Spitzwegerich usw. weisen auf normale bäu-

7 Bohraktion auf dem 13 m tiefen Schurmsee.





Glossar

Gerberlohe

Früher zum Gerben verwendeter Sud aus Baumrinde oder Blättern.

Glühverlustbestimmung

Sedimentproben werden in trockenem Zustand gewogen (Analysenwaage), im Muffelofen verascht und anschließend erneut gewogen. Der prozentuale Anteil des Endgewichts, bezogen auf das Ausgangsgewicht, entspricht dem Gewichtsanteil an mineralischem Material. Dieser beträgt in ungestörten Torfen und organogenen Seesedimenten weniger als 5 Prozent. Eine Zunahme ist ein Hinweis auf die Einspülung erodierten Bodenmaterials von außerhalb.

erliche Landnutzung mit Ackerbau und Viehhaltung hin. Die Tanne ging deutlich zurück, die Birke nahm zu, und die Buche erreichte ihre maximale Verbreitung.

Ein starker Rückgang der Tanne mit dem Einsetzen bäuerlicher Kultur ist eine weit verbreitete Erscheinung, so auch am südlichen Alpenrand, wo das bereits im frühen Neolithikum geschah. So stark die Rolle der Tanne, des Riesen unter den heimischen Holzarten, im Naturwald ist, unter menschlichem Einfluss wird sie zum sensiblen Zwerg: Im Gegensatz zu den Laubbölkern verjüngt sie sich nicht aus dem Stock. Aufgrund ihrer dünnen Borke ist sie feuerempfindlich. Sie kann sich nur unter Schirm verjüngen und bei Waldweide oder starkem Wildbesatz überhaupt nicht, weil ihre Zweige und Nadeln ein bevorzugtes Futter für Wild und Haustiere sind. Im zeitlich besonders gut auflösenden Diagramm vom Huzenbacher See weist die Tannenkurve viele starke und kurzfristige Schwankungen auf. Ein sofortiger Rückgang der Tannen-Pollenkurve nach einem Einschlag ist einleuchtend, aber der ebenso rasche Wiederanstieg bedarf angesichts eines Mannbarkeitsalters der Tanne von 60 bis 70 Jahren einer Erklärung: Naturnahe Tannenmischwälder sind gemischtaltrig und mehrschichtig. Im Schatten der alten Baumriesen stehen Tannen, die bereits ein sehr hohes Alter haben und mehr als 20 m

hoch sein können, aber im Halbdunkel dahinvegetieren ohne zu blühen. Sobald dieser Schatten wegfällt, weil die alten Bäume umstürzen oder gefällt werden, sind die in der zweiten Reihe sofort blühhähig und holen im Wachstum rasch nach, was sie zuvor versäumt haben.

Was waren die möglichen Beweggründe für eine bronzezeitliche Besiedlung? Vermutlich lockten nicht die dürrtigen Erfolgsaussichten einer landwirtschaftlichen Nutzung, sondern die reichlichen Buntmetallvorkommen, deren Ausbeutung aber Residenz und lokale Präsenz erforderten, und damit auch eine Selbstversorgungslandwirtschaft.

Das 1. Jahrtausend v. Chr. – keltischer Bergbau und Eisenproduktion

Um die Jahrtausendwende ging der Nutzungsdruck zurück, stieg dann aber während der Hallstatt- und Latènezeit kräftig an. Die Bewaldung sank nun gebietsweise unter 70 Prozent, war also deutlich geringer als heute. Das ging vor allem zu Lasten der Buche. Die Zunahme von Birke, Hasel, Eiche weist auf mittel- und niederwaldartige Waldbewirtschaftung hin. Dabei wurde wenig hochwertiges Bauholz, aber viel Schwachholz produziert, das zur Erzeugung von Holzkohle, aber auch als Werkholz im Bergbau durchaus brauchbar war.

Auch während des 1. Jahrtausends v. Chr. war der Nutzungsdruck nirgendwo ständig gleich groß und zu bestimmten Zeiten an verschiedenen Orten ganz unterschiedlich. Das spricht gegen eine gleichmäßige bäuerliche Erschließung, sondern für den zeitversetzten Betrieb verschiedener Bergbau- und Bergbau-Revier. Das Neuenbürger Bergrevier ist viel zu weit entfernt, um sich in den Karseen bemerkbar zu machen. Es müssen also – gleichzeitig zu Neuenbürger, aber auch zeitversetzt – weitere Revier im Nordschwarzwald in Betrieb gewesen sein, beispielsweise im Freudenstädter Raum, wo auch mittelalterlich-neuzeitlicher Bergbau stattgefunden hat. Der archäologische Nachweis dieser Revier ist sicherlich keine einfache Aufgabe, aber ein Desiderat der Zukunft, zumal die Gefährdung der archäologischen Denkmäler auch im Wald durch vollmaschinelle Holzernte und vermehrte Windwürfe zunimmt. Geeigneten modernen Prospektionsmethoden, zum Beispiel Lidarscan, kommt dabei künftig wachsende Bedeutung zu.

Das 1. Jahrtausend n. Chr. – eine Verschnaufpause für die Natur

Bereits ab der römischen Kaiserzeit nahm die Bewaldung wieder zu und erreichte zu Beginn des

Frühmittelalters das Ausmaß der Bronzezeit. Auch diesmal gab es keinen Gleichtakt im ganzen Gebiet. So wurde am Wilden See die Wiederbewaldung von einer völkerwanderungszeitlichen Nutzungsphase unterbrochen. Im Wald selbst kam es zu Veränderungen. Die natürliche Wiederbewaldung wurde von der Birke eingeleitet. Dann erholte sich die Buche und schließlich auch die Tanne. Mit der Esskastanie, von den Römern eingeführt und am Westhang des Schwarzwalds eingebürgert, sowie der Hainbuche traten Neuankömmlinge auf. Auch Letztere bevorzugt eigentlich die Tieflagen, dürfte bei 10 Prozent Anteil am Pollenspektrum im Schwarzwald dennoch weit nach oben gestiegen sein. Ihr Rückgang im Verlauf des Frühmittelalters ist vielleicht kein realer in der Landschaft, sondern bedeutet nur, dass sie im Unterstand des Mittelwaldes kaum noch zur Blüte kam. Der menschliche Einfluss blieb aber nicht lange schwach. Bereits in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends nahm die Entwaldung wieder stetig zu und erreichte um 1000 n. Chr. einen Höchststand. Die Bewaldung betrug zeitweise weniger als 50 Prozent. Heute haben die Gemeinden Baiersbrunn, Forbach und Bad Rippoldsau-Schapbach, auf deren Gemarkungen die Karseen liegen, Waldanteile von rund 85 bis 90 Prozent.

8 Das Diagramm aus dem Huzenbacher See zeigt nur ausgewählte Pollenkurven. Es deckt die letzten 10 Jahrtausende ab, allerdings ohne die letzten beiden Jahrhunderte.

Mannbarkeitsalter

Lebensalter, ab dem ein Baum blüht. Ist bei den einzelnen Arten unterschiedlich.

spätmittelalterliche Krise

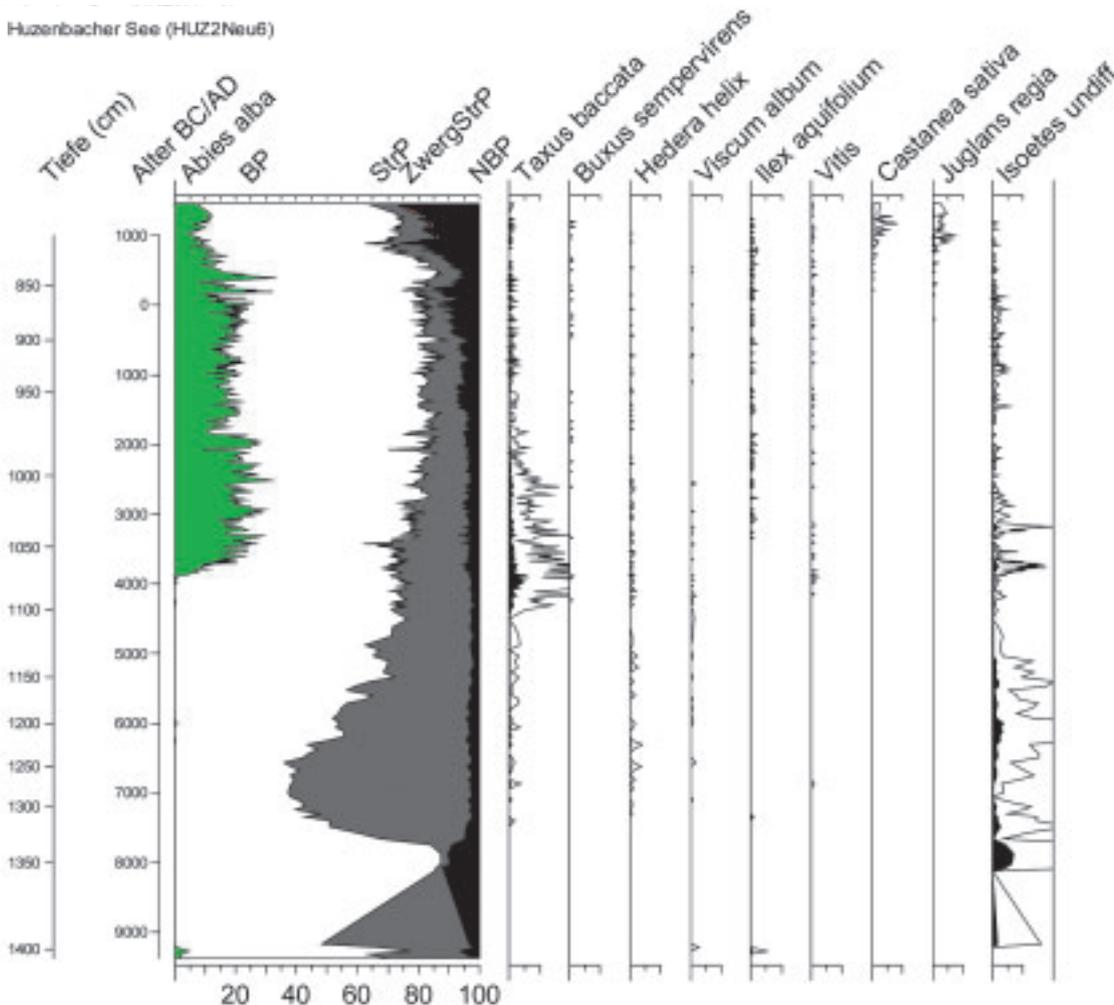
Ab der Mitte des 14. Jahrhunderts kam es in Europa durch Pest, Klimaverschlechterung, Naturkatastrophen und Hungersnöte zu einer Krise, in deren Verlauf die Bevölkerung Mitteleuropas um schätzungsweise ein Drittel abnahm, viele Siedlungen wüstfielen, und die Wirtschaft wesentlich umstrukturiert wurde.

Auf Stock setzen

Im Gegensatz zum Roden, bei dem die Wurzelstöcke herausgerissen und der Wald dauerhaft beseitigt wird, werden beim Aufstocksetzen die Bäume nur abgeschlagen. Die Stümpfe der Laubgehölze schlagen wieder aus, und der Wald regeneriert sich. Ein solcher aus Stockausschlägen entstandener Wald heißt Niederwald.

9 In dieser Darstellung desselben Profils sind neben den Basisdaten seltene Gehölze und die Sporen des Brachsenkrauts (Isoetes) zu sehen. Die Eibe (Taxus baccata), heute im Nordschwarzwald ausgestorben (Friedhöfe und Parkanlagen ausgenommen), gelangte demnach vor der Tannenausbreitung zu erheblicher Bedeutung.

Huzenbacher See (HUZ2Neu6)



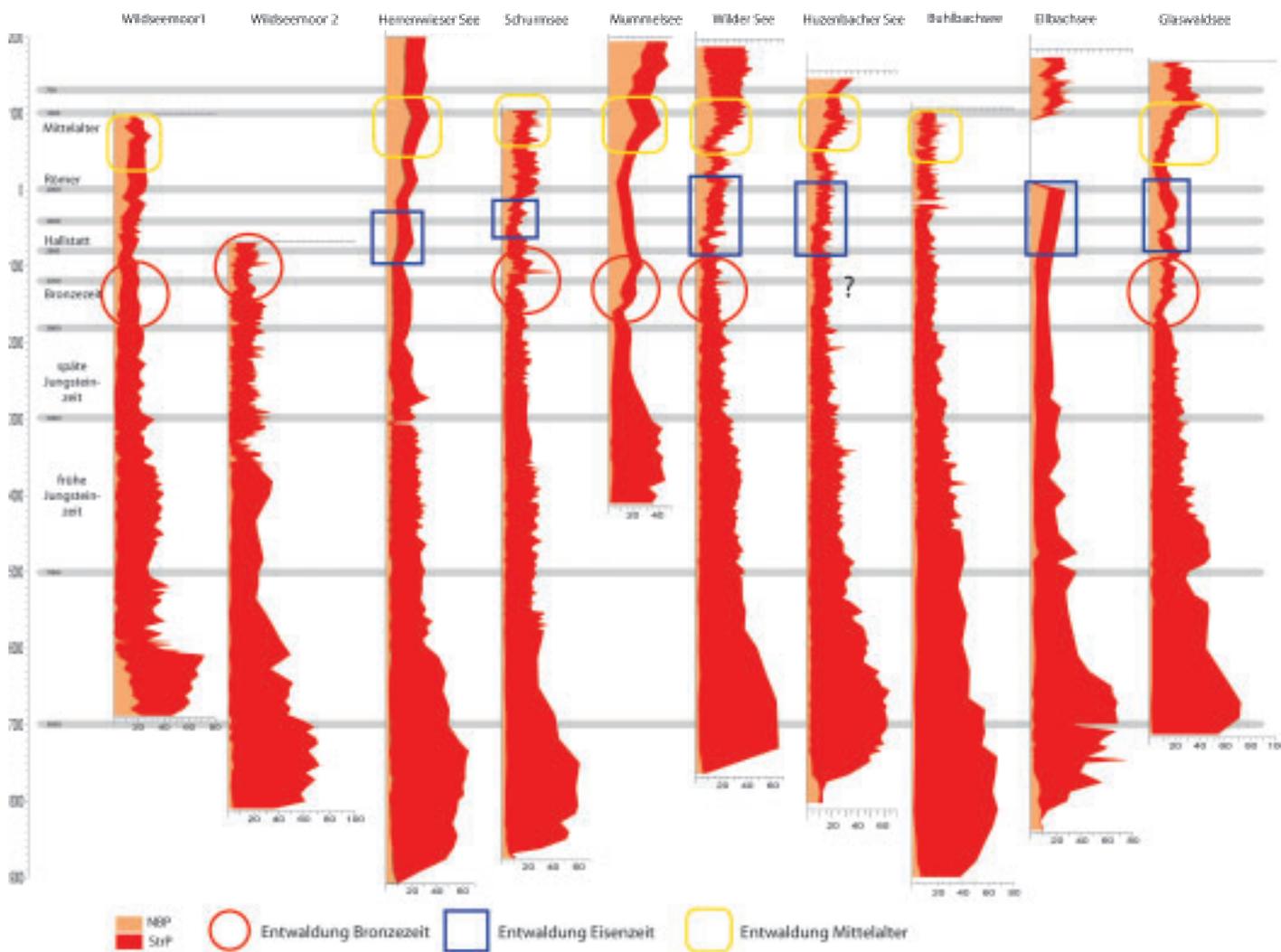
10 Entwaldung im Nord-schwarzwald während 10000 Jahren, ausgedrückt als prozentualer Anteil der Gräser und Kräuter (= terrestrische Nichtbaumpollen) am terrestrischen Pollennieder-schlag. Generell ist eine zunehmende anthropogene Entwaldung während der Bronze- und Eisenzeit festzustellen, eine Wiederbewaldung während der Römerzeit bis ins Frühmittelalter und eine erneute starke Entwaldung ab dem Früh- und Hochmittelalter, wobei im Einzelnen örtliche Unterschiede erkennbar sind.

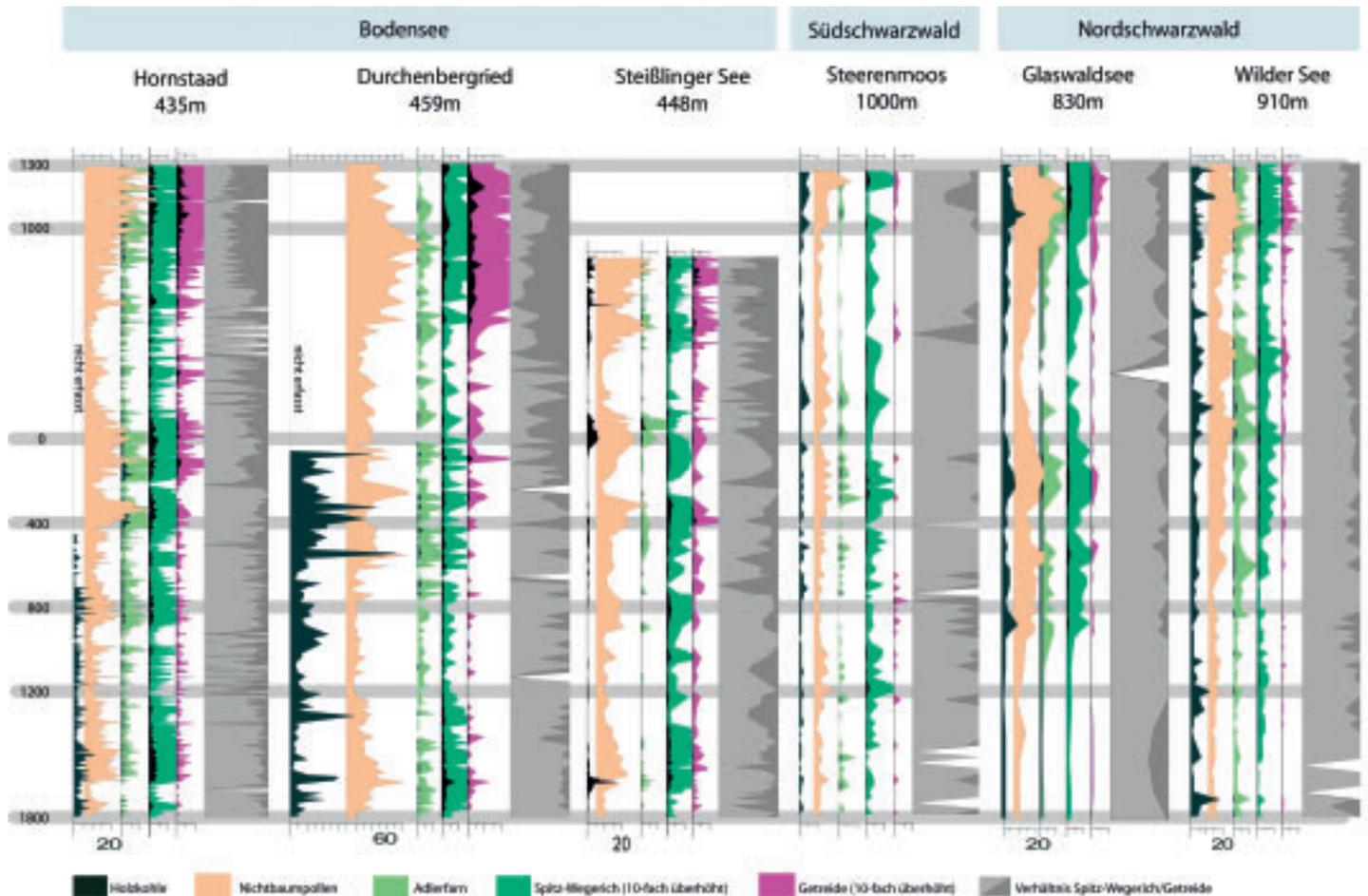
Im Spätmittelalter nahm die Bewaldung nur mäßig zu. Die spätmittelalterliche Krise hat sich demnach in dieser abgelegenen Region wenig bemerkbar gemacht. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde der Wald nochmals stark zurück gedrängt. Danach gewann er langsam wieder an Boden. Beschleunigt wurde das ab dem 19. Jahrhundert von der Forstwirtschaft, die hauptsächlich mit Fichten aufforstete. Diese letzten beiden Jahrhunderte sind in den hier dargestellten Pollenprofilen aus bohrtechnischen Gründen nicht mehr erfasst, wohl aber in gesondert entnommenen Kurzkernen.

Bodenversauerung, Brand- und Viehwirtschaft

Wer heute im Herbst im Schwarzwald wandert, kann vielerorts Heidelbeeren pflücken oder bei der Einkehr Heidelbeerwein genießen. Der Waldboden ist voller Heidelbeersträucher. Das war nicht immer so. Die Heidelbeere ist hier zwar heimisch, war aber früher eher selten. Bodenversauerung infolge extensiver Landwirtschaft hat sie und verwandte Heidekrautgewächse stark zunehmen lassen. Im Schwarzwald gab es in historischer Zeit eine spezielle Form der Landnutzung, angepasst an

arme Böden und große Hangneigung, die Reutbergwirtschaft. Dabei wurde ein Laubholzbestand, bevorzugt Traubeneiche, als Niederwald bewirtschaftet, also alle 20 bis 25 Jahre auf Stock gesetzt. Die Holzernte lieferte Stangenholz und Eichenrinde als Gerberlohe. Nach dem Einschlag wurde das getrocknete Ast- und Zweigholz am Oberhang aufgeschichtet, angezündet und als brennende Walze langsam nach unten über die Schlagfläche gezogen. Auf der überbrannten Fläche wurde Roggen, bei etwas besserem Boden im zweiten Jahr Kartoffeln angebaut. Dann blieb sie der spontanen Wiederbewaldung aus Stockausschlägen überlassen. Vor allem im mittleren Schwarzwald hielt sich diese archaisch anmutende Kombination von Wald- und Ackerbau bis Ende des 19. Jahrhunderts. Erhöhter Holzkohleintrag und hohe Eichen-, Birken- und Haselwerte im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, als die Bewaldung insgesamt schon wieder zunahm, legen nahe, dass dieses Verfahren wohl nicht so alt ist, wie man vermuten könnte, also keineswegs an jungsteinzeitliche Traditionen anknüpft, sondern erst recht spät zum Einsatz kam. Die Aufbasung des Bodens durch die Asche war jetzt besonders wichtig, da dieser schon stark versauert war.





Fazit

Generell war Ackerbau im Schwarzwald somit stets ein hartes Brot. Die Viehhaltung spielte daher im Vergleich zu anderen Landschaften wie dem Bodenseegebiet stets eine größere Rolle. Das wird am Verhältnis von Getreide- zu Spitzwegerichpollen deutlich, das im Schwarzwald stets mehr zum Spitzwegerich verschoben ist. In Zeiten dichter Bevölkerung und entsprechend knapper Nahrungsversorgung nahm aber auch im Schwarzwald der Ackerbau zu Lasten der Viehwirtschaft zu. Letztendlich schnitt man sich dabei ins eigene Fleisch, denn weniger Vieh bedeutet weniger Dünger, kürzere Brachen und geringere Ackererträge.

Generell bleibt festzuhalten, dass Seesedimente und Torfe, obzwar obertägig nicht sichtbar und daher nach ästhetischen Kriterien nicht beurteilbar, aufgrund ihres dichten landschaftsgeschichtlichen Informationsgehalts als Denkmäler allerersten Ranges gelten können.

Literatur

Manfred Rösch: Zur vorgeschichtlichen Besiedlung und Landnutzung im nördlichen Schwarzwald aufgrund vegetationsgeschichtlicher Untersuchungen in zwei Karseen, in: Mitteilungen des Vereins für Forst-

liche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung Freiburg, 46, 2009, S. 69–82.

Manfred Rösch/Guntram Gassmann/Günther Wieland: Keltische Montanindustrie im Schwarzwald – eine Spurensuche, in: Kelten am Rhein, Proceedings of the Thirteenth International Congress of Celtic Studies, erster Teil, Archäologie, Ethnizität und Romanisierung, Beihefte Bonner Jahrbücher 58,1, 2009, S. 263–278.

Manfred Rösch/Marion Heumüller: Vom Korn der frühen Jahre – Sieben Jahrtausende Ackerbau und Kulturlandschaft. Arch. Inf. Bad.-Württ. 55, Esslingen 2008. Guntram Gassmann/Günther Wieland: heißes Eisen beim kalten Herz, Keltische Eisenproduktion bei Neuenbürg im Nordschwarzwald, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 37, 2008, S. 140–143.

Wolfgang Werner/Volker Dennert, Lagerstätten und Bergbau im Schwarzwald. – Ein Führer unter besonderer Berücksichtigung der für die Öffentlichkeit zugänglichen Bergwerke. Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau Baden-Württemberg, Freiburg i.Br. 2004.

Prof. Dr. Manfred Rösch
Gegeensuvd Tserendorj, M.Sc.
 Regierungspräsidium Stuttgart
 Landesamt für Denkmalpflege

11 Im Schwarzwald spielte die Viehwirtschaft stets eine besondere Rolle und der Ackerbau trat zurück, während es am Bodensee umgekehrt war.



„Das haben wir eingenommen, ...“ Der „Tilly-Fund“ und Spuren der Belagerungen Heidelbergs im 17. Jahrhundert

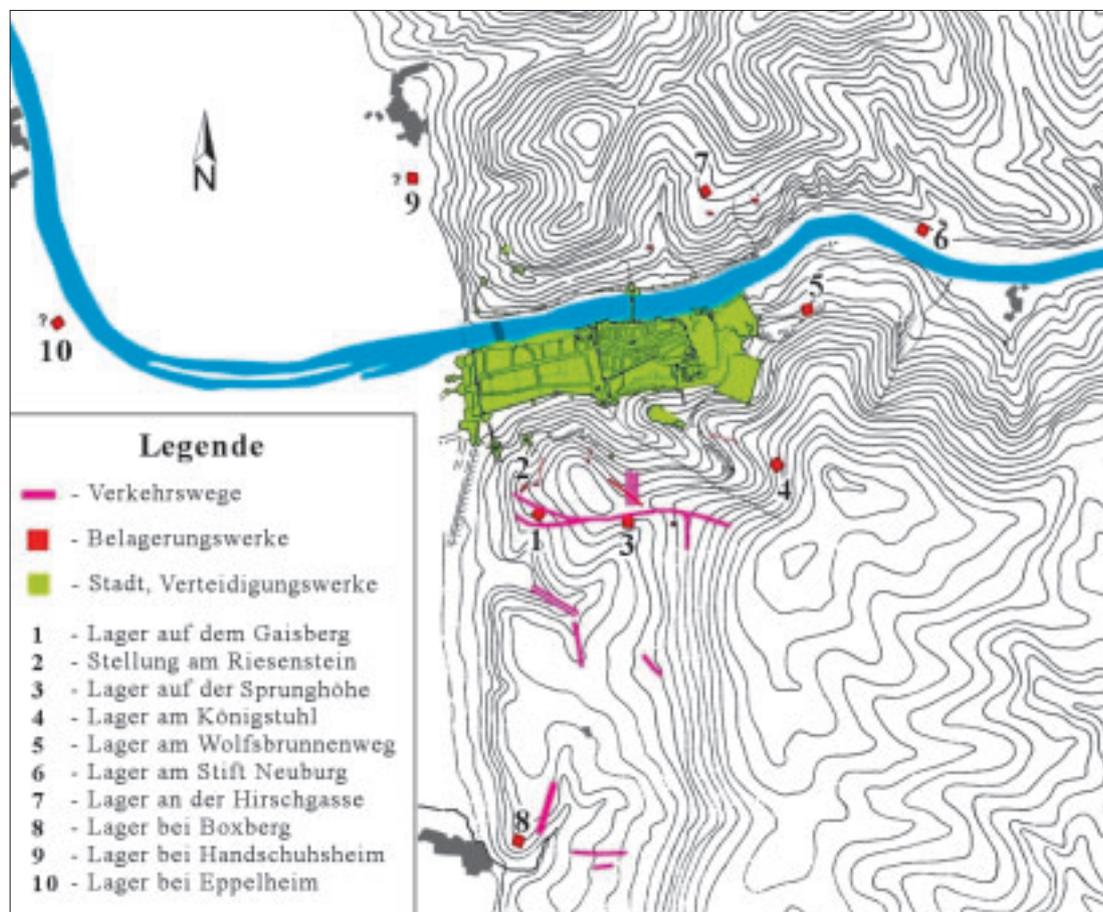
Zahlreiche militärische Konflikte sind aufgrund entscheidender Ereignisse, ihres Ausgangs und der Folgen im Denken und Verständnis der Bevölkerung verankert. Die Belagerungen Heidelbergs im 17. Jahrhundert, insbesondere im Jahre 1622, bilden hier keine Ausnahme. Im Laufe mehrerer Jahrzehnte konnten Tausende von Fundstücken aus den verschiedenen Belagerungswerken rund um die Stadt zusammengetragen werden. Während einer Tagung in Lahr 2006 entstand eine Projektidee zur Bearbeitung dieses so genannten Tilly-Fundes, um Details zum Leben der Söldner während des Dreißigjährigen Krieges genauer zu erforschen.

Carsten Casselmann/Martin Straßburger

Mehr als nur eine Belagerung

Johann Tserclaes von Tilly prägte neben Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein und König Gustav Adolf von Schweden das Geschehen während des Dreißigjährigen Krieges entscheidend mit. 1622 stand er vor Heidelberg, der Residenz des protestantischen Pfalzgrafen und „Winterkönigs“

Friedrich V. Da die geplante Einnahme von Norden her erfolglos blieb, unternahm Tilly einen neuen Versuch von Süden. Auf dem Königstuhl, der Sprunghöhe, dem Gaisberg und bei Boxberg-Rohrbach wurden Lager errichtet und an den Hängen oberhalb der Stadt Artilleriestellungen und Laufgräben aufgeworfen (Abb. 1; 2). 1633 wurde die Stadt dann erneut belagert, dieses Mal von den



1 Belagerungswerke des Dreißigjährigen Krieges um Heidelberg.

Schweden, die die Befestigungen von Tillys Armee wiederverwendeten. 1634 berichtet ein Söldner über Heidelberg: „[...] Das haben wir eingenommen, die Stadt, aber das Schloß nicht.“ Der kaiserliche Feldherr Gallas eroberte die Stadt 1635. Im Pfälzischen Erbfolgekrieg wurde Heidelberg in den Jahren 1689 und 1693 nach jeweiliger Belagerung zerstört. Auch die Konflikte des 18. Jahrhunderts und Aktionen von Freischärlern im 19. Jahrhundert haben ihre Spuren im Gelände hinterlassen. Am deutlichsten haben sich im Heidelberger Stadtwald aber die Reste der Belagerungswerke des 17. Jahrhunderts erhalten.

Der Belagerungskrieg im 17. Jahrhundert zielte darauf ab, die Zahl der Befestigungsanlagen möglichst zu reduzieren. Für die Belagerten war es deshalb wichtig, gute Vorkehrungen zur Verteidigung zu treffen. So erfolgte in Heidelberg 1622 ein Ausbau der Stadtbefestigungen. Die angreifenden Truppen entwickelten dagegen Methoden, um möglichst günstige Bedingungen für eine Offensive zu schaffen. Ihr Ziel war die Isolation einer Stadt oder Festung von ihrem Umfeld. Damit sollte möglichst eine Übergabe erzwungen werden. Erfolg oder Misserfolg der jeweiligen offensiven oder defensiven Maßnahmen waren somit ausschlaggebend für die Länge einer Belagerung und ihren Ausgang. Diese Art der Kriegsführung wurde vornehmlich von Gräben, Wällen, Palisaden, Beschuss mit Kanonen und Blockaden bestimmt.

Ältere Forschungen und ein neues Projekt

Zwischen 1962 und 1984 konnte von Berndmark Heukemes, dem damaligen Leiter der Archäologischen Abteilung am Kurpfälzischen Museum Heidelberg, dank der Unterstützung durch ehrenamtliche Helfer westlich beziehungsweise südlich des Oberen Gaisberges ein umfangreiches Fundspektrum geborgen werden, das Waffenteile (Abb. 3), Werkzeuge, Münzen und Keramik umfasst. Nur ein Bruchteil dieses so genannten Tilly-Fundes ist bisher in Form eines Kataloges publiziert worden. Die Fundstellen wurden in Skizzen dokumentiert, die Funde detailliert gezeichnet. Manche Fundortangaben sind jedoch kaum noch festzulegen, da die angegebenen Bezugspunkte unklar sind. Einige konnten aber durch Einhard Kemmet (Kurpfälzisches Museum Heidelberg) lokalisiert werden, wobei sich zwei größere Fundkonzentrationen abzeichnen.

Ein Projekt zur Dokumentation und wissenschaftlichen Auswertung der Befunde und Funde wurde 2007 am Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg ins Leben gerufen. Vorrangige Ziele sind zunächst die Identifizierung der Fundstellen und Befunde im Gelände und die Bearbeitung des



Fundkomplexes in diesem Kontext. Dabei erfordert die Verschiedenheit der Quellen auch unterschiedliche methodische Ansätze.

Anfangs standen Geländearbeiten am Gaisberg im Vordergrund, da die meisten Funde von dort stammen, jedoch bislang mit keinen erkennbaren Befunden in Zusammenhang gebracht werden konnten, da sich die Suche damals weitgehend auf Gegenstände beschränkt hatte (Abb. 4; 5). Es wurden deshalb systematische Begehungen durchgeführt, in deren Rahmen die Einmessung und Beschreibung von obertägig erkannten Befunden erfolgte. Derzeit werden die Altfunde ausgewertet und diesen Befunden – soweit möglich – zugewiesen. Die gesamte Bearbeitung erfolgt ehrenamtlich mit dem langfristigen Ziel einer umfassenden Veröffentlichung der Ergebnisse.

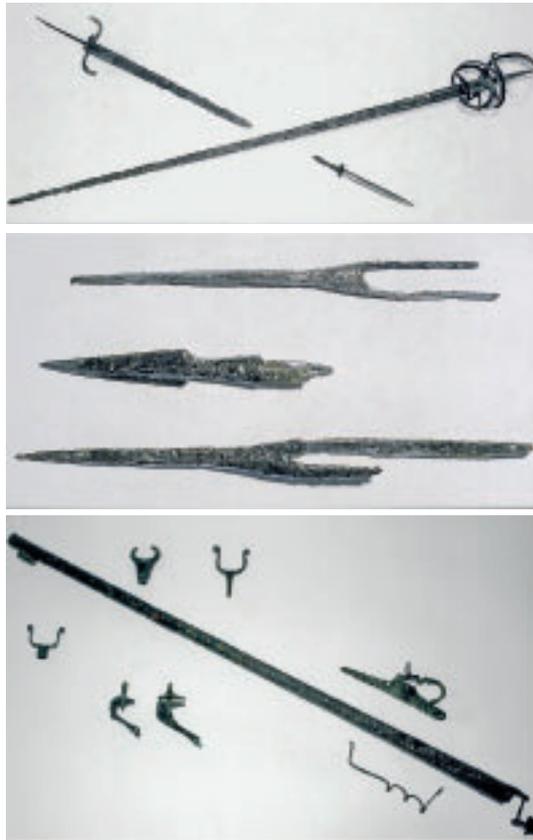
Im Rahmen einer Lehrveranstaltung des Instituts für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg wurden im Bereich der Schanzen etwa 6 ha des Areals dokumentiert. Dabei wurde im Wintersemester 2008/2009 mit einem Tachymeter die gesamte Topografie detailgetreu aufgenommen.

Vermessungsübungen sind in Heidelberg ein fester Bestandteil des Studiums der Ur- und Frühgeschichte. In den Übungen für Fortgeschrittene müssen die Studierenden ein archäologisches Geländedenkmal aufnehmen und dann mit einem CAD-Programm digital bis hin zur fertigen Karte weiterverarbeiten. Bei den Arbeiten am Gaisberg bestand die erste Schwierigkeit darin, die archäologischen Strukturen in dem unwegsamen Gelände überhaupt erst einmal zu erkennen. Dies wurde durch das teilweise sehr dichte Unterholz zusätzlich erschwert. Daher waren die Messarbeiten auch nur bei entlaubten Bäumen im Winter sinnvoll (Abb. 6).

Die im Gelände erkannten Unebenheiten lassen in der fertigen Kartierung ein zusammenhängendes System von Hohlwegen und mutmaßlichen Befestigungsstrukturen erkennen. Im Nordwesten des aufgenommenen Areals ließen sich drei den

2 Gaisberg mit dem Lagerareal von Norden.

3 Dolch, Degen, Messer, Pikenspitzen und Musketenteile aus dem „Tilly-Fund“.



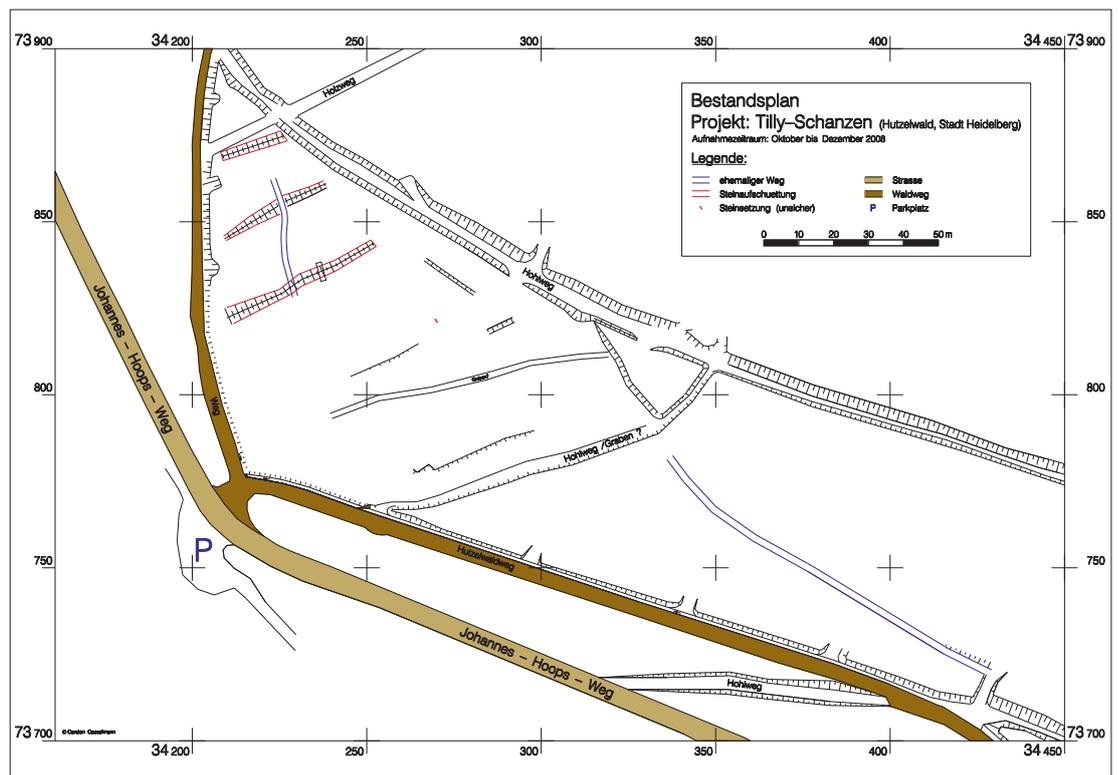
Hang hinab verlaufende Steinaufschüttungen beobachten, die möglicherweise im Zusammenhang mit den Aktivitäten des 17. Jahrhunderts stehen, ebenso wie die im Zentrum der Karte erkennbare, dreieckige, nach außen abgeboßte Struktur (Abb. 4). Näheres könnte nur durch die Anlage von Grabungsschnitten geklärt werden. Sicher wurden nicht alle anthropogen bedingten Strukturen, die

in dem Bereich vorhanden sind, vollständig erkannt und auch die weniger deutlich sichtbaren topografischen Auffälligkeiten fanden keinen Niederschlag in der Kartierung.

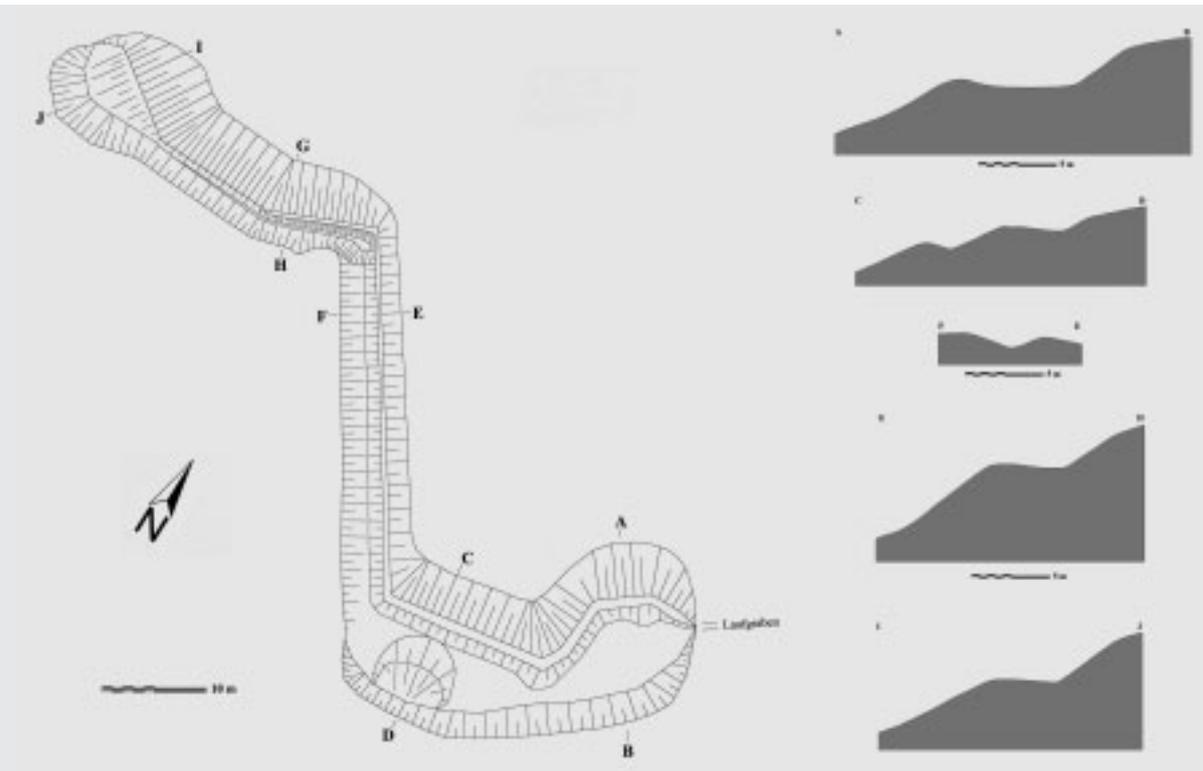
Die Durchführung von universitären Lehrveranstaltungen in Kooperation mit der Landesdenkmalpflege und der Stadt Heidelberg hat sich bewährt. Die Studierenden wurden an die praktischen Arbeiten, wie sie in der archäologischen Denkmalpflege anfallen, herangeführt und hatten trotz der teilweise recht widrigen Witterungsverhältnisse deutlich mehr Spaß bei der Arbeit im Freien als in den vorhergehenden Vorlesungen im Hörsaal. Die Ergebnisse der Vermessungsarbeiten stehen der Landesdenkmalpflege zur wissenschaftlichen Weiterbearbeitung zur Verfügung. Eine Vertiefung dieser fruchtbaren Zusammenarbeit der genannten Institutionen des Landes Baden-Württemberg und der Stadt Heidelberg ist bereits im Gange und soll auch kontinuierlich fortgeführt werden.

Leben in einer mobilen Gesellschaft

Unser Bild der Söldner im Dreißigjährigen Krieg wird wesentlich durch literarische Werke und Darstellungen in Grafik und Malerei geprägt. Diese spiegeln die Lebensumstände in der Lagergesellschaft jedoch lediglich in Ansätzen wider. Mit dem Tilly-Fund liegt erstmals archäologisches Material aus dieser Zeit in einem größeren Umfang vor. Neben der Lagergesellschaft als übergeordnete Einheit existierten das Zelt oder eine einfache Baracke als soziale Einheit einer Gruppe von Solda-



4 Plan des Lagerareals auf dem Gaisberg.



ten oder einer Familie. In der Regel brachten die Söldner ihren Hausstand mit ins Feld, nicht zuletzt, um versorgt zu sein, wenn sie krank oder verwundet waren. Das spiegelt sich auch in den Heidelberger Funden wider. Außer Essbesteck wurden zum Beispiel auch Fragmente von Bronzekegeln gefunden.

Im Fundmaterial der Lager um Heidelberg lassen sich erstmals Frauen in den Lagern archäologisch nachweisen, wobei es sich um Marketenderinnen, Dirnen oder Ehefrauen gehandelt haben kann. Zu nennen sind das Drahtgestell einer Haube, eine Kette sowie mehrere Fingerhüte. Soldatenfrauen kochten, erzogen die Kinder und verdienten mit Wäschewaschen für die Offiziere und Handlangerdiensten Geld. Sie gingen ferner mit ihren Männern auf das Schlachtfeld, um die Toten auszuplündern. Außerdem behandelten sie Verletzungen, wechselten Verbände und verabreichten Heiltränke. Von der medizinischen Versorgung zeugen zum Beispiel die gefundenen Schröpfköpfe.

Ein als Laster verschrieenes Vergnügen war das Glücksspiel, im Dreißigjährigen Krieg vor allem Würfeln, wie sie auch im Heidelberger Fundmaterial vorkommen (Abb. 7). Ferner fanden sich zahlreiche Trink- und Schankgefäße sowie ein Zapfhahn. Die zentrale Versorgungseinrichtung der militärischen Gesellschaft war der Tross. Dieser konnte ohne Marketender, bei denen die Soldaten ihre Beute zu Geld machten, nicht bestehen. Sie mussten ihr Gewerbe beim Obristen beantragen, der die Ware einschätzte, Höchstpreise festsetzte sowie Maße und Gewichte überprüfen ließ. In diesem Zusammenhang könnten auch die zahlrei-

chen Münzgewichte und eine Feinwaage im Fundmaterial vom Gaisberg stehen.

Zum Tross gehörten ferner verschiedenste Handwerker, Bäcker, Metzger, Köche und Schankwirte. Hirten hüteten die mitgeführten Herden. Die mobile Lebensweise war untrennbar mit dem Transportwesen verbunden. Militärmaterial und Lebensmittel wurden hinter der eigentlichen Truppe her auf Wagen transportiert, von denen sich auf dem Gaisberg zum Beispiel Achsnägel fanden.

Tausende Funde und viele Fragen

Die Bearbeitung des als „Tilly-Fund“ in die Literatur eingegangenen Komplexes von ca. 3000 Einzelobjekten wird dadurch erschwert, dass es sich überwiegend um Lesefunde handelt, unter denen Metallfunde statistisch überrepräsentiert sind und dass der Fundkontext nicht bekannt ist. Unbekannt ist etwa, wie sich die Münzfunde im Lagerareal auf dem Gaisberg verteilen. Auch können die Münzen mangels stratigrafischer Verknüpfung nur bedingt für die zeitliche Einordnung der anderen Funde herangezogen werden. Auch die Chronologie der frühneuzeitlichen beziehungsweise neuzeitlichen Keramik ist für eine zeitliche Gliederung der Fundplätze nur eingeschränkt zu verwenden. Ihr genauer Anteil an der Fundmenge ist zudem noch nicht erfasst. Die zahlreich geborgenen Werkzeuge (z. B. Haumesser) sind in den seltensten Fällen sicher datierbar, da ihre Formen über lange Zeiträume hinweg unverändert blieben und sie durchaus auch mit den jüngeren Nutzungen des Geländes in Verbindung stehen können.



6 Vermessungsübung im Bereich der Hutzelwaldhütte.



7 Spielwürfel aus dem Lager auf dem Gaisberg.

Welchen Anteil die verschiedenen historisch überlieferten Belagerungen Heidelbergs jeweils im Fundgut haben, ist somit noch nicht geklärt. Die meisten Funde lassen sich relativ gut dem 17. Jahrhundert zuweisen, sind aber bislang nicht näher innerhalb des Jahrhunderts zu fixieren. Dabei handelt es sich neben den Münzen und der Keramik vor allem um Kleidungsbestandteile. Es ist schwierig, die vier Belagerungen des Dreißigjährigen Krieges auseinanderzuhalten. Den Ereignissen am Ende des 17. Jahrhunderts können bislang nur wenige Funde zugewiesen werden. Die zahlreichen Zündhütchen aus den Lagerarealen stammen sogar erst aus dem 19. Jahrhundert.

Hervorzuheben ist, dass auch unbedeutend erscheinende Funde wichtige Detailinformationen liefern. Zu nennen sind zum Beispiel Eisennägel aus dem Bereich der Artilleriestellung am Riesenstein (Abb. 5). Die Kanonen konnten am besten auf einem ebenen Untergrund ausgerichtet und bedient werden: Dieser bestand aus zusammengeagelten Brettern.

Methodische Konsequenzen und Perspektiven

Ein wesentlicher Unterschied zwischen einer Belagerung und einer Schlacht ist die zeitliche Dauer. Im Gegensatz zu einer nur wenige Stunden dauernden Schlacht ist bei einer Belagerung mit einem wesentlich breiteren Spektrum an Aktivitäten sowie zahlreicheren und differenzierteren Spuren zu rechnen. Das ist zumindest die Theorie, die durch die Heidelberger Funde und Befunde in gewisser Weise auch bestätigt wird.

Bei der Auswertung des Fundmaterials muss sehr differenziert vorgegangen werden. Als Grundlagen können die zeitgenössischen Schrift- und Bildquellen dienen, in denen sich zahlreiche Hinweise finden. Ferner haben sich Modelle aus der Ethnoarchäologie als hilfreich in Bezug auf die archäologische Nachweisbarkeit von Aktivitäten und ihre Interpretation erwiesen. Das betrifft vor allem die Abfallentsorgung sowie Tätigkeiten an Feuerstellen und Kochgruben. Insgesamt ist mit zahlreichen „Aktivitätszonen“ zu rechnen, von denen aber nur ein Bruchteil archäologisch nachvollziehbar ist, da eine leichte Bebauung vorherrschte und/oder das Areal nur kurzzeitig belegt war. Verschiedene natürliche Prozesse nach der Auffassung des Lagers haben die Spuren im Laufe der Zeit verwischt.

Da archäologische Forschungen in anderen Lagern des Dreißigjährigen Krieges bisher weitgehend fehlen, ist eine umfassende Bewertung des „Tilly-Fundes“ umso schwieriger. Lediglich von historischer Seite ist eine Auswertung der Schrift- und Bildquellen zum Leben der Söldner und ihrer Fa-

milien in den Lagern erfolgt. Damit ergibt sich hier ein vordringliches Forschungsdesiderat der Neuzeit- beziehungsweise Schlachtfeldarchäologie.

Für die Altfunde der Jahre 1962 bis 1984 aus den Lagerarealen um Heidelberg entsteht nicht nur durch das laufende Projekt ein neuer Kontext. Ergänzt wird das Bild durch Informationen von anderen Schlachtfeldern und aus Massengräbern des Dreißigjährigen Krieges, die zum Beispiel Auskunft über Kampfgeschehen und Verletzungen geben. Insgesamt kann die Archäologie so einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte des Krieges leisten: Im Vergleich zu den Bild- und Schriftquellen sind weitreichende Aussagen zum Alltag der Soldaten und ihrer Familien in den Lagern, der Versorgung und der militärischen Ausrüstung möglich. Die Funde aus dem Heidelberger Stadtwald geben einen bisher einmaligen Einblick in diese materielle Kultur der Heere des 17. Jahrhunderts.

Praktischer Hinweis

Ein Teil der Funde kann im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg besichtigt werden. Öffnungszeiten Dienstag bis Sonntag 10–18 Uhr.

Weitere Informationen unter www.museum-heidelberg.de

Literatur

M. Straßburger, Spuren der Belagerung Heidelbergs im Jahre 1622 und ihre archäologische Bearbeitung. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007 (2008), S. 247 ff.

R. Ludwig/M. Benner/U. Klein: Tilly vor Heidelberg. In P. Wolf/M. Hahn/E. Brockhoff (Hrsg.): Der Winterkönig – Friedrich V., der letzte Kurfürst aus der Oberen Pfalz, Augsburg 2003, S. 132 ff.

M. Meumann: Soldatenfamilien und uneheliche Kinder. Ein soziales Problem im Gefolge der stehenden Heere. In B. R. Kroener/R. Pröve (Hrsg.): Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn/München/Wien/Zürich 1996, S. 219 ff.

J. Peters (Bearb.): Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte, Berlin 1993 (= Selbstzeugnisse der Neuzeit. Quellen und Darstellungen zur Sozial- und Erfahrungsgeschichte).

Dr. Carsten Casselmann

Institut für Ur- und Frühgeschichte und Vorderasiatische Archäologie

Marstallhof 4

69117 Heidelberg

Martin Straßburger M.A.

Herzog-Max-Str. 21h

86551 Aichach

Mosbach im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit

Neue Erkenntnisse zum Fachwerkbau in Baden

Anlässlich der überraschenden dendrochronologischen Datierung des Fachwerkhauses Schloßgasse 5 in Mosbach in das Jahr 1404 gab das Regierungspräsidium Karlsruhe eine bauhistorische Reihenuntersuchung über den erkennbar ältesten Baubestand der Stadt in Auftrag. Diese förderte neben zwei Fachwerkhäusern aus der Mitte des 14. Jahrhunderts eine Vielzahl von interessanten Forschungsergebnissen zum Fachwerkbau zutage und lässt Mosbach als Teil einer Fachwerklandschaft erkennen, die sich entlang des unteren Neckars bis in das nördliche Elsass erstreckt.

Ruth Cypionka/Burghard Lohrum

Fachwerkstadt Mosbach

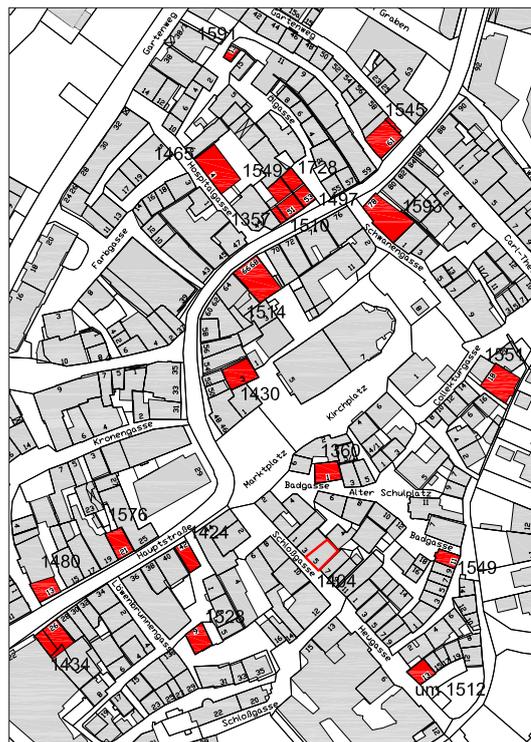
Die Stadt Mosbach im Elztal, nur wenige Kilometer östlich des Neckars gelegen, überrascht in vielerlei Hinsicht mit einem außergewöhnlich reichen, innerhalb des mittelalterlichen Stadtkerns erhaltenen Fachwerkbestand. Über viele Jahrhunderte die vorherrschende Bauweise, kann die lokale Entwicklung über einen Zeitraum von mehr als 600 Jahren nachvollzogen werden. So datieren die bislang ältesten bekannten Fachwerkbauten in die Jahre um 1360, während um 1900 nur noch vereinzelte, aber anspruchsvoll gestaltete Fachwerkhäuser zur Ausführung kamen.

Mosbach entstand um das Benediktinerkloster „Monasterium Mosabach“ und wird im 9. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt. Aus dieser geistlichen Keimzelle wuchs nach und nach ein Gemeinwesen heran, dem in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Rechte einer Reichsstadt verliehen wurden. Bis die Stadt 1362 kurpfälzisch wurde, genoss sie Reichsunmittelbarkeit. Seine erste große Blütezeit erreichte Mosbach im 15. Jahrhundert als Residenz der Pfalzgrafen Otto I. und Otto II. (1410–1499). Nach dessen Tod wurde die Stadt Sitz des Oberamtes Mosbach, das bis zum 18. Jahrhundert zum bedeutendsten rechtsrheinischen Oberamt der Kurpfalz aufstieg. Seit 1806 ist Mosbach badisch.

Vom Pfälzischen Erbfolgekrieg und auch von den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg weitgehend verschont, erlitt Mosbach infolge eines Stadtbrands im Jahr 1723 mit der Zerstörung von circa 150 Gebäuden den größten baulichen Verlust seiner Geschichte.

In der Literatur zur lokalen Fachwerkforschung werden die Fachwerkbauten Mosbachs bis dato nicht vor die Mitte des 15. Jahrhundert datiert. Als älteste Profanbauten galten das Salzhaus, Hauptstraße 42, und das ehemalige Spital, Hospitalgasse 4.

Nach der Entdeckung des spätgotischen Bürgerhauses Schloßgasse 5, das aufgrund seines schlechten Erhaltungszustands leider abgebrochen werden musste, stellte sich die Frage, ob nicht trotz des großen Stadtbrands von 1723 noch mehr Gebäude aus dem Mittelalter erhalten sind



1 Die dendrochronologisch datierten Gebäude im Stadtgrundriss von Mosbach. Das nur rot umrandete Gebäude Schloßgasse 5 wurde abgebrochen und neu wieder aufgebaut.

als bislang angenommen. Da Mosbach hinsichtlich seiner Stadtbaugeschichte bisher nur punktuell und auch nicht im überregionalen Zusammenhang untersucht wurde, stand eine Bauuntersuchung der Gebäude mit Blick auf die früheste Baugeschichte dringend an.

Die Häuser wurden in unterschiedlicher Intensität – je nach Zugänglichkeit – untersucht. Die meisten Informationen lieferten die Dachwerke, da sie im Gegensatz zum übrigen Baukörper in der Regel weit weniger Umbauten erfahren haben. Aussagen zu den Unterbauten mit ihren jeweiligen Grundrissen, den individuellen Ausstattungen und ihren unterschiedlichen Farbfassungen sind dementsprechend rar und müssen einer zukünftigen Erforschung vorbehalten bleiben. Insgesamt konnten 16 Dachwerke dendrochronologisch datiert werden, bei weiteren etwa 40 Häusern wurde die Fachwerkkonstruktion von außen analysiert. Mit fünf früheren Jahrringdatierungen sind in Mosbach momentan 21 Gebäude jahrgenau bestimmt (Abb. 1).

Mosbachs bislang älteste Häuser

Als ein überraschendes Ergebnis der Reihenuntersuchung konnten zwei Fachwerkhäuser der Mitte des 14. Jahrhunderts zugeordnet werden. Zu diesem ältesten Fachwerkbestand Mosbachs gehört das Gebäude Badgasse 1, das dendrochronologisch auf das Jahr 1360 datiert wurde. Von außen betrachtet ist das hohe Alter des dreigeschossigen Fachwerkhauses mit Satteldach kaum erkennbar, wurden doch beide Giebel zu unterschiedlichen Zeiten erneuert. So besitzt der zum Marktplatz ausgerichtete Dachabschluss anstelle seines ursprünglich auskragenden Dreieckgiebels einen später zurückgesetzten Giebel mit Krüppelwalm. Erst im Dachwerk ist die mittelalterliche Konstruktion weitgehend ungestört ablesbar. Abgezimmert ist ein einfaches Sparrendach, dessen

2 Badgasse 1: Verblatung von Kehlbalken und Sparren im Dach von 1360.



Sparrendreiecke nur mit zwei Kehlbalken stabilisiert sind und ohne zusätzliche Tragkonstruktionen auskommen. Verbaut wurden ausschließlich Eichenhölzer, die durch Verblatungen miteinander verbunden sind und eine rauchschwarze Patina aufweisen (Abb. 2; 10). Auch im Erdgeschoss sind noch bedeutende Reste der mittelalterlichen Konstruktion vorhanden. So verlaufen hier ungewöhnlicherweise die im vorderen Haus einsehbaren und auffallend eng verlegten Deckenbalken nicht quer zum First, sondern in firstparalleler Ausrichtung, was ebenfalls auf eine ehemalige Auskragung des marktseitigen Giebels weist. Gleichfalls mittelalterlichen Ursprungs ist der zu einem späteren Zeitpunkt aufgefüllte Keller. Er besitzt ein für Mosbach seltenes Kreuzgratgewölbe und wirft so die Frage nach der ehemaligen Funktion des Gebäudes auf. Als eine Möglichkeit wäre die Nutzung als Badhaus zu nennen, führte doch vermutlich die erste Mosbacher Wasserleitung vom Kandel durch die Badgasse an dem Gebäude vorbei zum Marktbrunnen.

Dass in Mosbach neben dem Fachwerkhaus in der Badgasse 1 noch weitere Fachwerkhäuser ähnlich hohen Alters erhalten sind, zeigt der westliche Bau des Gebäudekomplexes Hauptstraße 51, dessen Kernkonstruktion dendrochronologisch in die Jahre 1356/57 datiert werden konnte.

Hohe Gebäude mit mehrstöckigen Erkern

Im Vergleich zum südwestdeutschen Fachwerkbestand weist Mosbach schon im Mittelalter eine außergewöhnlich große Anzahl von hohen Bauten auf, die unterhalb des Daches drei oder sogar vier Nutzungsebenen umfassen. Sie konzentrieren sich schwerpunktartig um den Marktplatz, sind aber auch entlang der Hauptstraße anzutreffen. Bemerkenswert viele dieser giebelständigen Gebäude besaßen schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Erker, deren Höhenentwicklung sich über ein, zwei oder sogar drei Stockwerke erstreckte. Herausragendes Beispiel für eine derart aufwendige Fachwerkgestaltung ist das so genannte Palmsche Haus an der Nordostecke des Marktes, das laut Inschrift im Jahr 1610 erbaut wurde (Abb. 3). Nicht nur mit seiner Höhe, auch mit seinem dreistöckigen Eckerker tradiert es ein lokales Phänomen, das in dieser Häufigkeit im süddeutschen Hausbestand wohl einmalig ist. Im heutigen Stadtbild ist der überlieferte Bestand jedoch stark reduziert, da viele der Erker wegen Bau-fälligkeit abgebrochen worden sind und erst nach einer genaueren Untersuchung des Restbestandes nachweisbar sind (Beispiele: Hauptstraße 59, Hauptstraße 61, Gartenweg 10).

Auch ein anderes Detail ist in der Vergangenheit verloren gegangen. So sitzen die spätestens ab



3 Das so genannte Palmse Haus am Markt mit Eckerker über drei Stockwerke und aufwendigem Zierfachwerk von 1610.

dem 15. Jahrhundert etagenweise abgeordneten Fachwerkkonstruktionen heute alle auf einem massiven Erdgeschoss. Dass dies nicht unbedingt dem mittelalterlichen Zustand entspricht, lassen die Befunde am Salzhaus, Hauptstraße 42 (dendrochronologisch auf das Jahr 1424 datiert) und am Alten Spital, Hospitalgasse 4, das dendrochronologisch in das Jahr 1465 datiert ist, erkennen. An diesen Bauten zeigen einzelne zimmerungstechnische Details beziehungsweise jüngere Unterfangungsmauern eine ursprünglich hölzerne Ausführung der Erdgeschosse an.

Neben dem Fenstererker, der im 16. Jahrhundert als das repräsentative Gestaltungselement der Mosbacher Fachwerkhäuser anzusprechen ist, können auch hinsichtlich der baulichen Ausführung der hölzernen Hausgerüste einige interessante Konstruktionsdetails herausgestellt werden. Einzelne dieser Merkmale sind so spezifisch, dass sich über sie die Zugehörigkeit der Mosbacher Fachwerkbauten in eine größere, sich entlang des unteren Neckars bis in das Nordelsass erstreckende Fachwerkregion erschließen lässt.

Der Spitzständerbau

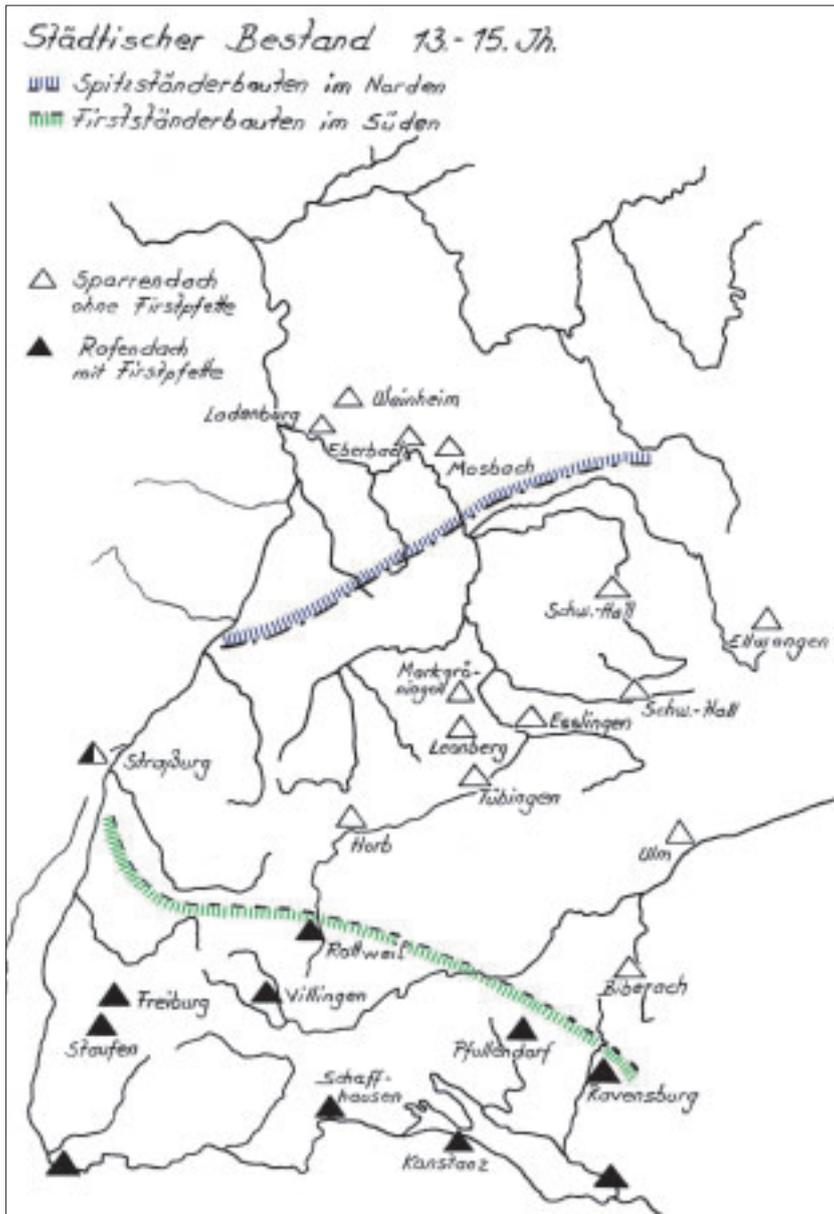
Zu diesen konstruktiven Gemeinsamkeiten gehört unter anderem der Spitzständer, der als namengebendes Holz diesen Konstruktionstyp definiert. In Nordbaden zählt er zu den ältesten Gerüstvarianten des städtischen Fachwerkbaus. Kennzeichnend für diese Hauskonstruktion ist der mittig unter dem Dachfirst aufgestellte Spitzständer. In seiner ältes-

ten Form reicht er in seiner Länge von der Gründungsebene des Fachwerkhäuses bis unter den Firstpunkt. Dort endet er entweder stumpf, oder er ist mit den beiden hier endenden Sparren verblattet (Abb. 4). Im Unterschied zu dem im ländlichen Hausbau weit verbreiteten Firstständerbau, dessen markantes Merkmal der haushohe Firstständer ist, trägt der Spitzständer keine Firstpfette. Während im städtischen Wohnbau – anders als im ländlichen Hausbau – südlich einer Linie, die etwa von Straßburg, Offenburg über Rottweil bis Ravensburg verläuft, der Firstständerbau dominiert, überwiegen in Württemberg so genannte Unterbaugerüste (Abb. 5). Bei dieser Gerüstvariante sind Dach und Unterbau konstruktiv voneinander getrennt und auch jeweils einzeln aufgerichtet. Durchlaufende, über die gesamte Haushöhe reichende Ständer, sei es als Spitzständer oder als Firstständer, gehören in dieser Region nicht zur mittelalterlichen Baupraxis. Mosbach markiert nun wiederum einen Punkt auf der nördlichen, den Übergang zum Spitzständerbau bildenden Grenze, die sich vom Elsass über die Pfalz bis zum unteren Neckar zieht. Das Gebiet des Spitzständerbaus dehnt sich räumlich bis nach Hessen aus, wo in Frankfurt-Sachsenhausen eines der bislang ältesten Beispiele (dendrochronologische Datierung: 1292) eines typischen Spitzständerbaus erhalten ist.

Sowohl im Verbreitungsgebiet des Spitzständers als auch in der durch den Firstständer geprägten Hauslandschaft kommt es im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts zu einer Zergliederung der namengebenden Ständer und damit zur Ablösung



4 Hauptstraße 13: Der stumpf unter dem First endende Spitzständer im Dach von 1480.



5 Geografische Übersicht des Verbreitungsgebiets von Firstständer- und Spitzständerbauten im städtischen Bestand des 13. bis 15. Jahrhunderts.

der haushohen Gerüste (Hochgerüste). Vermehrt werden nun die einfacheren, in kleinere Aufrichteinheiten unterteilten Unterbaugerüste abgezimmert. Ein Bau mit einem von der Gründungsebene bis in den First durchlaufenden Spitzständer ist in Mosbach nicht belegt. Anhand von Schloßgasse 5 (1404), Hauptstraße 42, dem so genannten Salzhaus (1424), oder der Hospitalgasse 4 (1465) kann der allmähliche Ablösungsprozess vom durchlaufenden Spitzständer bis zu seiner reduzierten Verwendung innerhalb des Giebel dreiecks nachvollzogen werden (Abb. 6).

Innerhalb des momentan bekannten Bestands ist der abgebrochene Fachwerkbau Schloßgasse 5 von 1404 das bislang früheste Beispiel für eine in der Tradition des Spitzständerbaus stehende Nachfolgekonstruktion (Abb. 7). Das Dach besaß über die gesamte Dachhöhe reichende Spitzständer. Gemeinsam mit je einem unter den Dachschrägen stehenden Stuhlständer gehörten sie zu einem dreifach stehenden, die Sparrendreiecke unter-

6 Hauptstraße 42: Die Rückseite des so genannten Salzhauses mit reduziertem Spitzständer im Giebel dreieck (1424).

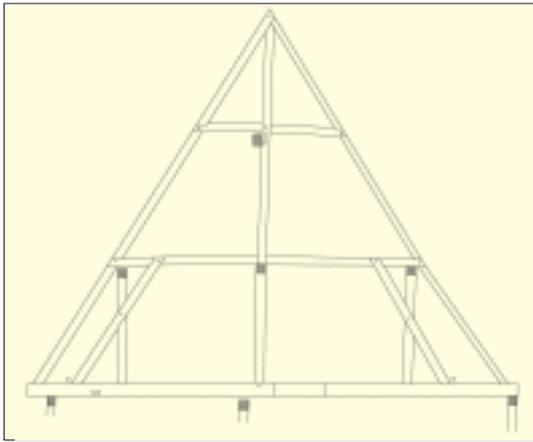
stützenden Traggerüst, das neben seiner tragenden Funktion auch eine Verschiebung des Gebäudes in Firstrichtung verhindern sollte.

Relikte des Spitzständers sind in Mosbach trotz zahlreicher Veränderungen noch bis ins 18. Jahrhundert zu finden. So bewahren unter anderem die inschriftlich datierten Häuser Gartenweg 10 von 1599, Schlossgasse 2 von 1615 oder Kronengasse 16 aus dem Jahr 1710 noch die Erinnerung an die mittelalterliche Bautradition. In allen Fällen sind innerhalb des sichtbaren Giebelfachwerks, unmittelbar unterhalb des Firstpunktes, kurze Spitzständer zu erkennen. War ein Walm ausgeführt, kam der Spitzständer aus konstruktiven Gründen nicht zur Ausführung. Abgewalmte Giebel bildeten gegenüber der traditionellen Ausführung von Steilgiebeln eine ab dem 15. Jahrhundert zu beobachtende Alternative und verweisen auf ein weiteres Phänomen der regionalen Fachwerklandschaft, nämlich den so genannten Schwebegiebel oder das Freigespärre.

Der Schwebegiebel

Beim reinen Spitzständerbau (wie auch beim Firstständerbau) ist die Ausführung von auskragenden Giebeln nur schwerlich umzusetzen. Diese werden erst mit der Zergliederung des durchlaufenden Ständers realisierbar. Eine Möglichkeit, eine Aus-





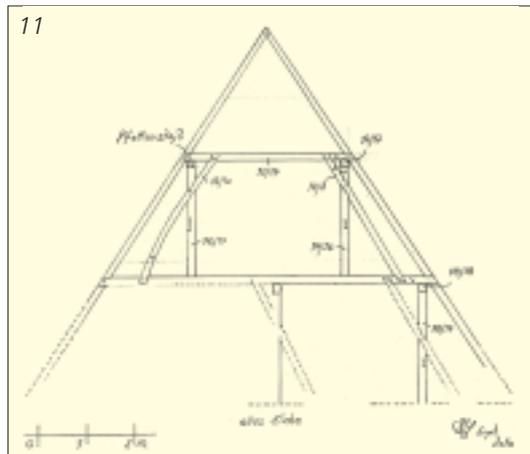
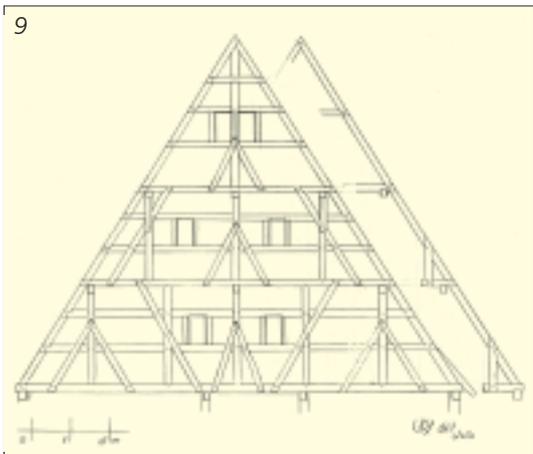
vollziehbare Beispiel ist das Freigespärre des Alten Spitals (Hospitalgasse 4) von 1465 (Abb. 8; 9). Auch am mittelalterlichen Fachwerkbau Hauptstraße 35 war bis zu seinem Abbruch im Jahre 1969 ein Freigespärre erkennbar.

7 *Schloßgasse 5: Querschnitt des Dachwerks von 1404 mit einer über die Dachhöhe reichenden Spitzständerausbildung (Gebäude heute abgebrochen).*

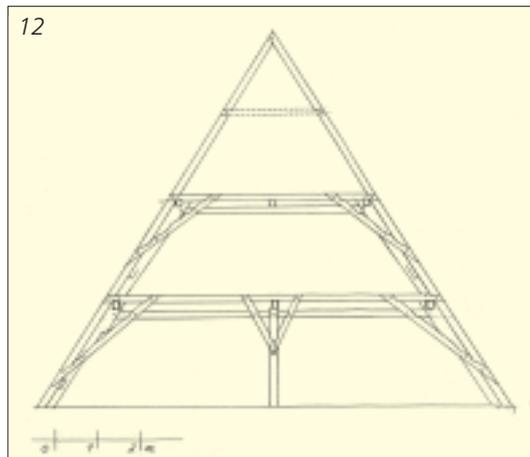
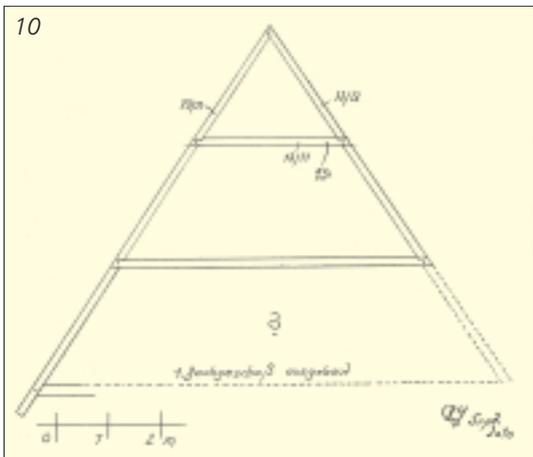
Dachkonstruktionen

Mit dem Dachwerk des Gebäudes Badgasse 1 von 1360 kann ein seltenes Beispiel der ältesten bekannten Dachkonstruktionen Süddeutschlands dargestellt werden. Es handelt sich um ein Sparrendach, das lediglich durch die Aufreihung von

kragung auch unter Beibehaltung des Spitzständers auszuführen, bietet die Konstruktion eines Freigespärres. Bei dieser Lösung handelt es sich um die Abzimmerung eines dem geschlossenen Giebel dreieck vorgelagerten Sparrenpaares, das auf den giebelseitigen Längshölzern des Dachgerüsts und des Fachwerkkunterbaus aufgelagert ist und so eine Giebelauskragung vortäuscht. Eine derartige Ausführung, wie sie zum Beispiel das Haus Marktstraße 3 besaß, das dendrochronologisch in das Jahr 1430 datiert ist, ist für viele der mittelalterlichen Dachabschlüsse zu vermuten. Infolge späterer Umbauten verschwunden, sind sie nur noch nach einer zielgerichteten Analyse nachweisbar. Das älteste, am erhaltenen Bestand nach-



8 *Hospitalgasse 4: Der Schwebebiegel am ehemaligen Spital.*



9 *Hospitalgasse 4: Giebelansicht mit Detail des Freigespärres.*

10 *Badgasse 1: Querschnitt des Dachwerks von 1360.*

11 *Markt 3: Querschnitt des Dachwerks von 1430.*

12 *Hospitalgasse 4: Querschnitt des Dachwerks mit liegenden Stühlen von 1465.*

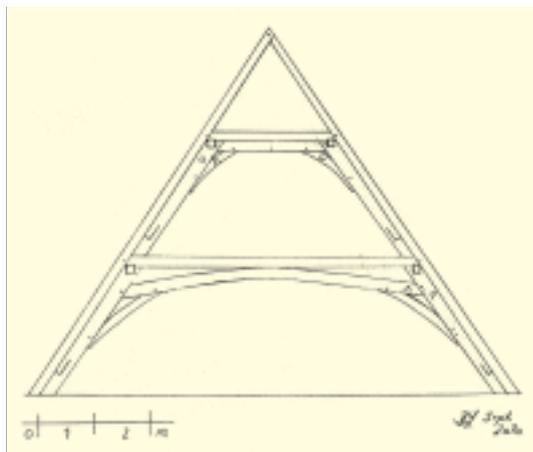


13 Hauptstraße 42:
Winkelholz mit Verblattung oben und Verzapfung unten.

gleichwertigen, sich selbst tragenden Dreiecken gebildet wird (Abb. 10). Im Zuge der weiteren Entwicklung erfährt diese Dachwerksvariante zusätzliche Unterstützungsstrukturen. Eine dieser tragfähigeren Nachfolgekonstruktionen besaß das Gebäude Schloßgasse 5 von 1404 (Abb. 7). Hier wurden die einzelnen Sparrendreiecke durch eine Binderkonstruktion verstärkt, die aus dem mittigen Spitzständer und den seitlich davon aufgestellten Ständern besteht. Mit den Ständern sind firstparallel verlaufende Hölzer verbunden, auf denen sich die zwischen den Binderquerachsen aufgestellten Sparrendreiecke entlasten. Wenige Jahrzehnte später mehren sich die Dachkonstruktionen, in denen der Spitzständer im Dachraum keine Verwendung mehr findet. In diesen Fällen bevorzugen die Zimmerleute die alleinige Abzimmerung von stehenden Stühlen, wie zum Beispiel im Dachwerk des Gebäudes Marktplatz 3 von 1430 (Abb. 11). Weitaus vorteilhafter für die stützenfreie Ausnutzung des Dachraums als das stehende Stuhlgerüst

wiederum das Salzhaus von 1424 dienen. Dessen kopfzonig an den Ständern angelegte Winkelhölzer sind beidseitig verblattet, während die innerhalb der Giebfassade fußzonig angeordneten Aussteifungshölzer am unteren Anschlusspunkt eine verzapfte und am oberen Ende eine verblattete Verbindung aufweisen (Abb. 13).

Offensichtlich als Folge der schon in ältester Zeit praktizierten Verzapfung sind in Mosbach, wie übrigens auch in Bad Wimpfen, Ladenburg und Weinheim, bereits in den Jahrzehnten um 1500 eine vielfältige Mischung unterschiedlicher Holzverbindungen anzutreffen, darunter sogar schon vollständig verzapfte Dachkonstruktionen (Abb. 14). Mit der auffälligen Variationsbreite derartiger Fachwerke lässt sich in Mosbach eine Experimentierphase in Verbindung bringen, die erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts ihren Abschluss findet. Ein für die Folgezeit repräsentativer Vertreter dieser von nun an sich auf breiter Ebene durchsetzenden Fachwerkgestaltung ist das im Jahre 1545 errichtete Haus Hauptstraße 61 (Abb. 15).



14 Frohndbrunnengasse 9: Querschnitt der vollständig verzapften Dachkonstruktion von 1528.

Fachwerkfassaden

Mit der durchgreifenden Ablösung der Verblattung durch die Verzapfung verändern sich neben den zimmerungstechnischen Vorgaben für den Aufrichtvorgang auch die gestalterischen Möglichkeiten des Fachwerkbildes. Gegenüber den geometrisch angeordneten Kopf- und Fußbändern des Mittelalters verlagert sich die Fachwerkgestaltung des 16. Jahrhunderts auf die Verwendung von gekrümmten und schmuckvoll bearbeiteten Hölzern. Die anfangs schlichten, im Verlaufe des

ist die Unterstütkonstruktion des liegenden Stuhles, dessen bislang ältestes bekanntes Beispiel in Mosbach sich auf dem 1465 errichteten Spitalgebäude befindet (Abb. 12).

Die Holzverbindungen

Generell wird bei den historischen Gerüstkonstruktionen zwischen den tragenden und den winkelaussteifenden Bauhölzern unterschieden. Diese Unterscheidung ist insofern von Bedeutung, als sich über die Art der konstruktiven Verbindung in vielen Fachwerkregionen eine zeitliche Einordnung der Gesamtkonstruktion ableiten lässt. So entspricht die Anblattung der Aussteifungshölzer an das Traggerüst im Allgemeinen einer im Mittelalter üblichen Praxis, während die verzapfte Ausführung als neuzeitliche Verbindungslösung gilt. Diese Regel trifft für die Mosbacher Fachwerkbauten nur eingeschränkt zu. So finden sich in Mosbach schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts beide Verbindungsvarianten. Als Beispiel kann

15 Hauptstraße 61:
Fachwerkfassade von 1545. Die unterschiedlichen Brüstungsfelder zeigen die Variationsbreite in der Fachwerkgestaltung, die zugleich auf die unterschiedliche Funktion der hinterliegenden Räume verweist.





16 Schwanengasse 11:
Gering vorkragender
Fenstererker des 16. Jahr-
hunderts.

heizten Kammer in der Mehrzahl aller Fälle lediglich einen Ladenverschluss. Darüber hinaus waren die vielen, nebeneinander aufgereihten Stubenfenster über einem vor der Wandflucht verlaufenden Brüstungsriegel angeordnet. Die vor der Fachwerkwand verlaufende Fensteraufreihung ist dann auch das prägende Merkmal der spätmittelalterlichen Stubenbelichtung, die, wenn auch nur gering auskragend, als Erker bezeichnet wird. Belege dieser Fensterform sind in Mosbach selten und lassen sich nur noch fragmentarisch am Salzhaus von 1424 oder an einem etwas späteren Beispiel des 16. Jahrhunderts in der Schwanengasse 11 nachvollziehen (Abb. 16). Eine weitere, von außen ablesbare Betonung der Stube, wie sie im Württembergischen durch die verbohlenen Wände vorkommt, ist in Mosbach, wie auch im gesamten nördlichen Rheingraben nicht nachweisbar.

Das Bauholz

Die Mosbacher Fachwerkhäuser wurden im Mittelalter überwiegend aus Eichenholz erbaut. Offenbar in den ortsnahen Wäldern geschlagen, diente es als Bauholz für das gesamte Fachwerk. Erste Belege für die Verwendung von Nadelholz datieren in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts (z. B. Hospitalgasse 4 von 1465). Bevorzugt als Langholz verbaut, zeigt es so genannte Floßkerben, durch die die zu Kanthölzern gebeilten Hölzer zusammengebunden und auf dem Neckar flussabwärts in den Einmündungsbereich der Elz geflößt wurden. Auf dem Zimmerplatz zu der geplanten Fachwerkkonstruktion abgebunden und markiert, wurden die Bauhölzer am Bauplatz entsprechend dem ausgeführten Markierungssystem sortiert und im Zuge eines koordinierten Ablaufes aufgerichtet. Da die von den Zimmerleuten angebrachten Markierungen an den verwitterten Fachwerkfassaden, die so genannten Abbundzeichen, nur schwerlich erkennbar sind, sei an dieser Stelle auf das Haus Hauptstraße 61 von 1545 hingewiesen. Dort kann bei aufmerksamer Suche die Aufreihung der unter den Fensteröffnungen ausgeführten Brüstungskreuze durch die steigende Folge des römischen Zahlenaufbaus anschaulich nachvollzogen werden.

Fazit

Die Fachwerkhäuser Mosbachs stehen in der mittelalterlichen Tradition des Spitzständerbaus, dessen Verbreitungsgebiet sich entlang des unteren Neckars bis in das nördliche Elsass erstreckt. Bemerkenswert ist die große Zahl der bis zu vier Stockwerke hohen Bauten, die bereits im Mittelalter das Mosbacher Zentrum prägten. Zusammen mit den ab dem frühen 16. Jahrhundert belegten Erkern und den vielfach vorhandenen Schwebegiebeln vermit-

16. Jahrhunderts immer aufwendiger gestalteten Zierformen kamen vorrangig im Brüstungsbereich zur Anwendung. Dort betonten sie die Fensteröffnungen und geben durch ihre unterschiedliche Gestaltung indirekt Hinweise auf die jeweilige Funktion des dahinterliegenden Raumes. Sie werden zum Spiegelbild der sich im Inneren des Hauses entwickelnden Raum- und Nutzungsstruktur. So deutet zum Beispiel das Brüstungsfachwerk des dendrochronologisch auf 1545 datierten Hauses Hauptstraße 61 mit den sich überkreuzenden Hölzern auf einen großen, über die gesamte Hausbreite reichenden Raum, der ehemals mit einem durchlaufenden Fensterband belichtet wurde (Abb. 15). Im Vergleich dazu impliziert die differenzierte Gestaltung der im zweiten Oberstock ausgeführten Brüstungsfelder eine unterschiedliche Nutzung der beiden auf diese Weise ablesbaren Raumeinheiten. Im größeren und vermutlich hochwertigeren Raum sind die Brüstungshölzer geschnitzt, während sie unter dem Fenster des kleineren, wohl als Kammer genutzten Raums in einfacher Form als verzapfte Fußstreben ausgeführt sind.

Derart bewusste Betonungen der Fensterbrüstungen sind für das 15. Jahrhundert nicht belegbar. Zwar wurde auch in dieser Zeit zwischen hochwertigen und untergeordneten Fensteröffnungen unterschieden, doch unterlagen die konstruktiven Ausführungen, die diesen Unterschied verdeutlichten, anderen Gestaltungsregeln. Dreh- und Angelpunkt ist auch in diesem Kontext die Unterscheidung zwischen dem Stuben- und Kammerfenster. Während Ersteres einen beheizten Raum belichtete und mit einem verglasten Rahmen ausgestattet war, besaß die Fensteröffnung der unbe-

telten sie ein imposantes Stadtbild, das trotz erheblicher Verluste noch immer einen ansehnlichen Restbestand aufweist. Die bauhistorischen Untersuchungen an ausgewählten Fachwerkhäusern brachten auch Erkenntnisse zu verschiedenen konstruktiven Details im Fachwerkbau Mosbachs, die dazu beitragen, den historischen Dokumentationswert der Mosbacher Häuser zu erkennen und zu würdigen. Damit ist eine wesentliche Voraussetzung für gezieltes denkmalpflegerisches Handeln zum möglichst ungeschmälerten und unverfälschten Erhalt der Mosbacher Fachwerkhäuser erfüllt. Zurzeit wird zu Mosbach ein „Archäologisches Stadtkataster“ im Auftrag des LAD unter Beteiligung des Regierungspräsidiums Karlsruhe erstellt, das hoffentlich weitere interessante Erkenntnisse zu Mosbachs Vergangenheit hervorbringen wird.

Praktischer Hinweis

Alle dendrochronologisch datierten Häuser sind in der Bauforscherdatei des LAD aufgelistet. Weitere Informationen zu den Häusern sind dort abrufbar.
www.bauforschung-bw.de

Literatur

Hans-Jürgen Bleyer: Dendrochronologische Auswertung der im Rahmen der Reihenuntersuchung in Mosbach entnommenen Bohrproben, Metzgingen 2010, Handschriftliches Exemplar im RPK.

Hausbau im 15. Jahrhundert im Elsaß und am Oberrhein sowie in weiteren Regionen, Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 58, hrsg. vom Arbeitskreis für Hausforschung, Marburg 2008.

Horst Ossenberg: Das Bürgerhaus in Baden, Tübingen 1986.

Ernst und Dorothee Brüche: Das Mosbach-Buch, Elztal-Dallau 1978.

Das Land Baden-Württemberg, Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Band V, Regierungsbezirk Karlsruhe; Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart 1976, S. 290–293.

Peter Schubart: Abriß und Neubau zweier Fachwerkhäuser in Mosbach, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1/1, 1972, S. 26–32.

Glossar

Anblattung, Anplattung

Hinter die Kante eines Holzstücks zurücktretende Fläche.

Abgebundene Fachwerkkonstruktion

„Abbinden“ bedeutet die Vorfertigung von Holzverbindungen beim Zimmermann, der sie dann mit Abbundzeichen versieht. Vor Ort werden anschließend die präparierten Balken nach Maßgabe dieser Zeichen zusammengesetzt.

Binder

Binder bilden innerhalb des Daches eine verstärkende Holzkonstruktion zum Ableiten der Lasten.

Brustriegel

Balken, der die Fenster nach unten abschließt („abriegelt“).

Firstständerbau

Ständer, meist in Form eines hohen Baumstamms, ragen vom Fundament bis zum First, wo sie in der Regel durch einen Horizontalbalken, die Firstpfette, mit dem Firstständer auf der anderen Seite verbunden werden.

Freigespärre

Wie der → „Schwebegiebel“ ein vor die Giebelwand gesetztes, vorkragendes Sparrenpaar.

Kandel

In Hessen und Niedersachsen Dialektbegriff für Dachrinne, im Schwäbischen auch für die Regenabflussrinne links und rechts der Straße.

Kehlbalken

Bei größeren Sparrenlängen dient der Kehlbalken zwischen den beiden Sparren (Schrägbalken) der zusätzlichen Stabilisierung.

Kopfband, Fußband

Schräg eingebaute Hölzer zur Stabilisierung des Ständergerüsts.

Kreuzgratgewölbe

Es entsteht durch die Kombination zweier rechtwinklig aufeinanderstoßender Tonnengewölbe. Die Kante der sich überschneidenden Flächen nennt man dabei „Grat“.

Krüppelwalm

Das Walmdach hat anstelle des spitzen Giebels eine auf die Schmalseite des Hauses heruntergezogene Dachfläche. Wenn sie nicht über die gesamte Giebelfläche reicht, handelt es sich um eine reduzierte Dachfläche, eben den „Krüppelwalm“.

Schwebegiebel

Hier kragt („schwebt“) das Sparrendreieck aus der Giebelseite hervor.

Sparrendach, Sparrendreieck

Sparren sind schräg ansteigende Hölzer, die am First zusammenkommen. Das Sparrendach ist eine Konstruktionsform, bei der zwei Sparren über dem liegenden Dachbalken zu einem stabilen dreieckigen „Gespärre“ verbunden werden. Diese Sparrendreiecke sind üblicherweise in knapp einem Meter Abstand voneinander angeordnet.

Steilgiebel

Giebel in Dreiecksform, der steil von der Fassade in den First übergeht, im Gegensatz zum kappenförmigen Walmdach, bei dem die Firstlinie von der Fassade zurückgenommen ist.

Unterfangmauer

Zusätzliche Mauer zur Stabilisierung („Unterfangung“) des Fundaments.

Dr. Ruth Cypionka
Regierungspräsidium
Karlsruhe
Referat 26 –
Denkmalpflege

Burghard Lohrum
Ingenieurbüro
für Bauforschung
79341 Kenzingen

Verdichtete Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre

Ein Inventarisationsprojekt im Regierungsbezirk Stuttgart

Verdichtung, Stapelung und Maßstabsvergrößerung sind Schlagworte, die mit dem Wohnungsbau der 1960er und 1970er Jahre assoziiert werden. Neben umstrittenen hochgeschossigen Großsiedlungen entstanden vielfältige Terrassenhaus- und experimentelle Wohnanlagen. Sie sind ohne Zweifel Zeugnisse der Architektur- und Sozialgeschichte. Doch erfüllen sie auch die Kriterien für Kulturdenkmale?

In der Projektzusammenarbeit von Referat Denkmalpflege und der Hochschule für Technik Stuttgart wurden verdichtete Siedlungen und Wohnanlagen im Regierungsbezirk Stuttgart erfasst und die Kulturdenkmale benannt.

Simone Meyder/Karin Hopfner/Martin Hahn/Christina Simon-Philipp/
Edeltrud Geiger-Schmidt



Pilotprojekt der Inventarisierung

Die Sanierung der häufig am Stadtrand errichteten verdichteten Siedlungen und Wohnanlagen ist in vollem Gange. Damit wird es höchste Zeit, diese produktive Phase des Wohnungsbaus bauhistorisch und denkmalpflegerisch zu bewerten. Durch die hohe Wirtschaftskraft der Region Stuttgart sind hier in diesem Zeitraum zahlreiche hochwertige Bauten entstanden.

Die Erfassung von Kulturdenkmälern der 1960er und 1970er Jahre gehört zum Alltagsgeschäft der Inventarisierung (vgl. z. B. Wohnsiedlung „Im Eichbäumle“ in Karlsruhe, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 2, 2004, S. 67–72). Bislang waren es häufig Partner der Unteren Denkmalschutzbehörden, Architekten, Eigentümer sowie engagierte Bürger, die den Anstoß zur Prüfung der Kulturdenkmaleigenschaft einzelner Bauten gaben.

2009 wurde vom Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart ein Pilotprojekt initiiert und damit eine neue Vorgehensweise erprobt. Innerhalb eines begrenzten Zeitraumes wurden in enger Zusammenarbeit mit außerbehördlichen Städtebauexperten die wissenschaftlichen Grundlagen erarbeitet, die Denkmalkriterien benannt, die Kulturdenkmale herausgefiltert und begründet. Den Auftrag, eine bauhistorische Gesamtschau zum verdichteten Wohnungsbau im Regierungsbezirk Stuttgart zu erarbeiten, erhielt der Fachbereich Städtebau und Stadtplanung der Hoch-

schule für Technik Stuttgart. Die Ausarbeitung war in zwei Arbeitsschritte unterteilt. Zunächst wurde durch die Auswertung bauzeitlicher Fachzeitschriften und relevanter Literatur ein erster Überblick erarbeitet. In einem zweiten Schritt erfolgte die vertiefende Betrachtung ausgewählter Wohnanlagen. Die Auswahl sollte sich über den gesamten Regierungsbezirk erstrecken und alle repräsentativen Siedlungsformen enthalten. Ziel des zweiten Abschnittes war es, durch weitergehende Recherchen zu diesen ausgewählten Projekten eine bauhistorische Wertung zu erhalten, um daran die denkmalpflegerische Bewertung anschließen zu können.

Architekturhistorischer Kontext der verdichteten Siedlungen

Das städtebauliche Leitbild der „organischen, gegliederten und aufgelockerten Stadt“ der 1950er Jahre wurde in den 1960er Jahren durch das Leitbild „Urbanität durch Dichte“ abgelöst. In den „Boomjahren des Wirtschaftswunders“ ging es im Städtebau um Verdichtung, Stapelung und Maßstabsvergrößerung. Die in den 1950er Jahren entwickelte Idee der autogerechten Stadt wurde zum bestimmenden Planungsprinzip. Streng hierarchisierte und differenzierte Verkehrsnetze prägten zunehmend das Bild der Städte.

Neben Großprojekten für Bildung, Kultur und Sport, Dienstleistung und Verwaltung kam es auch im Wohnungs- und Siedlungsbau zu neuen Ent-



1 Luftbild der Wohn-
bebauung Sommerhofen-
Seestraße in Sindelfingen.

wicklungen. Kennzeichnend waren die deutliche Erweiterung des Repertoires an Wohnformen und die Entdeckung der Topografie als Thema. Gebaut wurden Wohnanlagen mit ausgesuchten Gebäudetypologien sowie große Wohnsiedlungen am Rand der Städte mit eigener Infrastruktur. Experimente im Wohnungsbau mit neuen Materialien und Konstruktionen, Grundrissen und Erschließungsformen sowie städtebauliche Visionen von flexiblen Großstrukturen entstanden aus der nahezu unbegrenzten Technikgläubigkeit. Das enorme Wirtschaftswachstum in Westdeutschland, die rasante Mobilisierung und technische Fortschritte kennzeichneten die Gesellschaft und waren prägend für die planerischen Ideen.

Anstelle der schlichten Zeilen- und Reihenstrukturen geringer Dichte aus den 1950er Jahren traten vielfältige Haustypologien mit einer differenzierten, oftmals aus der Topografie entwickelten städtebaulichen Disposition und größeren, komfortabler ausgestatteten Wohnungen. Das Terrassen- und Wohnhügelhaus, der Bungalow und das Atriumhaus wurden als neue Wohntypologien entworfen, mit denen die Planer experimentierten und dichte städtebauliche Konstellationen generierten. Das zweigeschossige Einfamilienreihenhaus mit Satteldach wurde vielerorts durch teppichartig verdichtete Atriumhäuser mit Flachdächern ersetzt (Abb. 1).

2 Stuttgart-Freiberg,
Scheibenhochhaus mit
Luftgeschoss und Pilotis.

Die Fortführung der „vertikalen Gartenstadt“ im Sinne von Le Corbusier fand ihren Höhepunkt in den Scheibenhochhäusern mit Luftgeschoss und Pilotis (Stützen), die ab 1963 realisiert wurden (z. B. in Stuttgart-Freiberg, vgl. Abb. 2). Ab Mitte der 1960er Jahre wurden die schlichten Scheiben-



strukturen durch großvolumige, in der Höhe und Ausrichtung differenzierte Gebäudekomplexe abgelöst. Es vollzog sich der Schritt von der Teilindustrialisierung zur Industrialisierung. Die Vorfabrikation führte zu einem eingeschränkten Formenkanon, neue architektonische Merkmale waren Sichtbeton- oder Eternitfassaden und ganze Siedlungen mit Flachdächern.

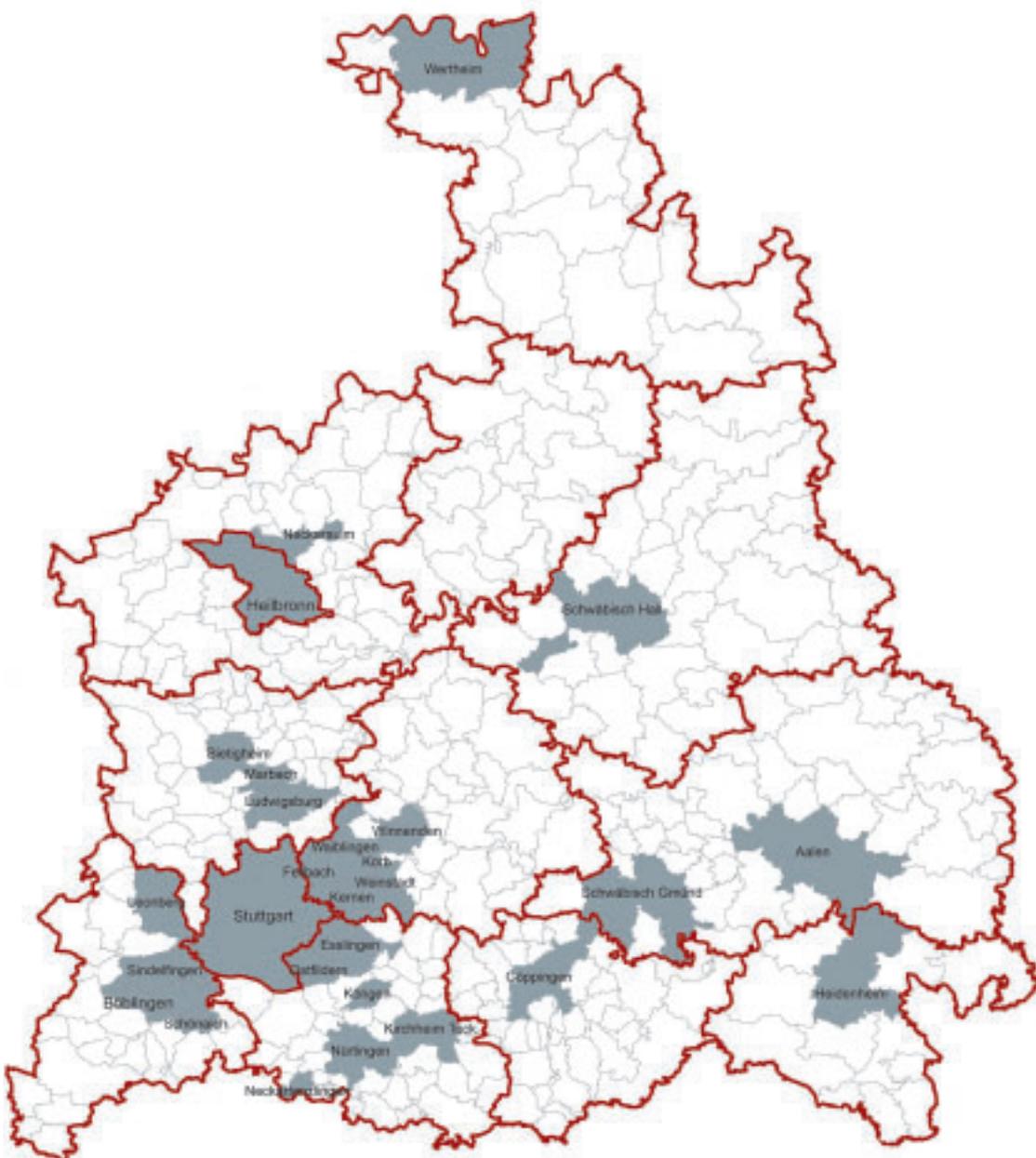
Das städtebauliche Ziel der verdichteten Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre war es, durch zunehmende Höhe und Dichte eine angemessene Urbanität hervorzubringen, die man im Siedlungsbau der 1950er Jahre vermisste. Das Leitbild „Urbanität durch Dichte“ war jedoch nicht unumstritten. Schon in den 1960er Jahren entwickelte sich erste Kritik am Großsiedlungsbau und an der ständigen Erhöhung der Bebauungsdichten. Beispielsweise kritisiert Alexander Mitscherlich in seinem 1967 erschienenen Buch „Die Un-

wirtlichkeit der Städte: Anstiftung zum Aufruhr“ die damaligen Planungsprinzipien und die „inhumane Stadtgestaltung“.

Die enorme Wohnungsbauaktivität fand 1972 ihren historischen Höchststand. Ab 1973 nahm sie deutlich ab, und nach der Ölkrise und dem Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 standen die behutsame Stadterneuerung und Partizipation im Vordergrund der städtebaulichen Planungen in Westdeutschland.

Bauhistorische Untersuchungsergebnisse

In der Recherche (Abb. 3) wurden drei Typen verdichteter Siedlungen unterschieden: 1. Größere Stadterweiterungen mit unterschiedlichen Bautypen als neue Stadtteile mit eigener Infrastruktur. 2. Stadterweiterungen mit unterschiedlichen Bautypen als Quartiersergänzungen weitgehend ohne



3 Übersicht von Kommunen, in denen in der Literaturrecherche verdichtete Siedlungen gefunden und untersucht wurden.
(Quelle: HFT Stuttgart)

eigene Infrastruktur. 3. Geschlossene Wohnanlagen für eine Zielgruppe nach einer planerischen und architektonischen Idee.

Der breite Kriterienkatalog erfasste neben den Kennwerten (Lage und Größe, Bau- und Planungszeit, Architekt, Bauherr etc.) den Siedlungstyp, die Art und Zusammensetzung der Bautypen, die Entwicklungsgeschichte, städtebauliche Gesichtspunkte sowie die charakteristischen Merkmale der Architektur und Konstruktion. Diese Gesichtspunkte wurden in einer Übersicht abgebildet. Es zeigte sich, dass die Qualität der baulichen Überlieferung sehr unterschiedlich ist und viele Unterlagen in den Archiven nur noch lückenhaft vorhanden sind.

*4 Stuttgart-Freiberg
in den 1970er Jahren:
Julius-Brecht-Hochhaus
mit Winkelhaus im Vor-
dergrund.*



Die Größe der untersuchten Siedlungen schwankt zwischen 0,2 und 123 ha. Größere Stadterweiterungen, oftmals in der Dimension gewachsener Kleinstädte, wurden als autarke Siedlungseinheiten am Rand der Städte geplant und mit eigener Infrastruktur ausgestattet. Diese befand sich im Zentrum der Siedlungen und war in ein großzügiges Netz öffentlicher Räume eingebunden. Die für besondere Zielgruppen (z. B. Beamte) geplanten Wohnanlagen stehen für eine bewusste Gegenposition zu den Trabantenstädten (Siedlungstyp 1) mit ihrem hohen Anteil an Sozialwohnungen.

Der Wohnungsbau der „Boomjahre“ steht aber vor allem für das Experimentieren mit Extremen bis an die Grenzen des Machbaren: Dimension (Höhe, Größe, Fernwirkung), Erschließung, Topografie und Dichte wurden bis zum Äußersten ausgereizt. Gebaut wurden sowohl „Wohnmaschinen“ als städtebauliche Dominanten mit bis zu 440 Wohneinheiten (Abb. 4) als auch kleinere Wohnanlagen, die von der einzelnen Wohnung bis zum Freiraum gestalterisch durchdacht waren. Dem Zusammenspiel von Innen- und Außenraum, der Besonnung und der Wahrung der Privatsphäre wurde trotz hoher Dichte besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die zunehmende Anwendung baukastenähnlicher Fertig- und Montagebauweisen brachte aber auch schematische Siedlungsbilder hervor, die man später mit Farbe zu differenzieren versuchte.

Die städtebaulichen Qualitäten der „vertikalen Stadt“, der „Eigenheime auf der Etage“ mit großen Terrassen und der verdichteten Eigenheimstrukturen mit differenzierten Grundriss- und Freiraumqualitäten sind charakteristische, erhaltenswerte Zeugnisse der planerischen Grundhaltung der 1960er und 1970er Jahre (Abb. 5).

Inventarisierung der Kulturdenkmale

Die wissenschaftlichen Grundlagen waren mit diesen umfangreichen bauhistorischen Rechercheergebnissen erbracht. Aufgabe der Denkmalpflege war die anschließende denkmalpflegerische Bewertung. Zunächst galt es, den Überlieferungszustand der Siedlungen durch Ortsbegehungen zu prüfen.

Schon der äußere Eindruck zeigte, dass einige Siedlungen bereits erheblich in der Substanz überformt und im Erscheinungsbild verändert sind. Andererseits wurde deutlich, dass eine hohe bauliche und strukturelle Qualität in der bauzeitlichen Planung und Ausführung wesentliche Voraussetzung für das Überdauern dieser Bauaufgabe ist. Dieses Erkenntnis wird durch die bisherigen Erfahrungen im Umgang mit denkmalwerten historischen Bauten bestätigt. Bei den verdichteten Siedlungen und Wohnanlagen zeigt sich die Qualität vor allem in

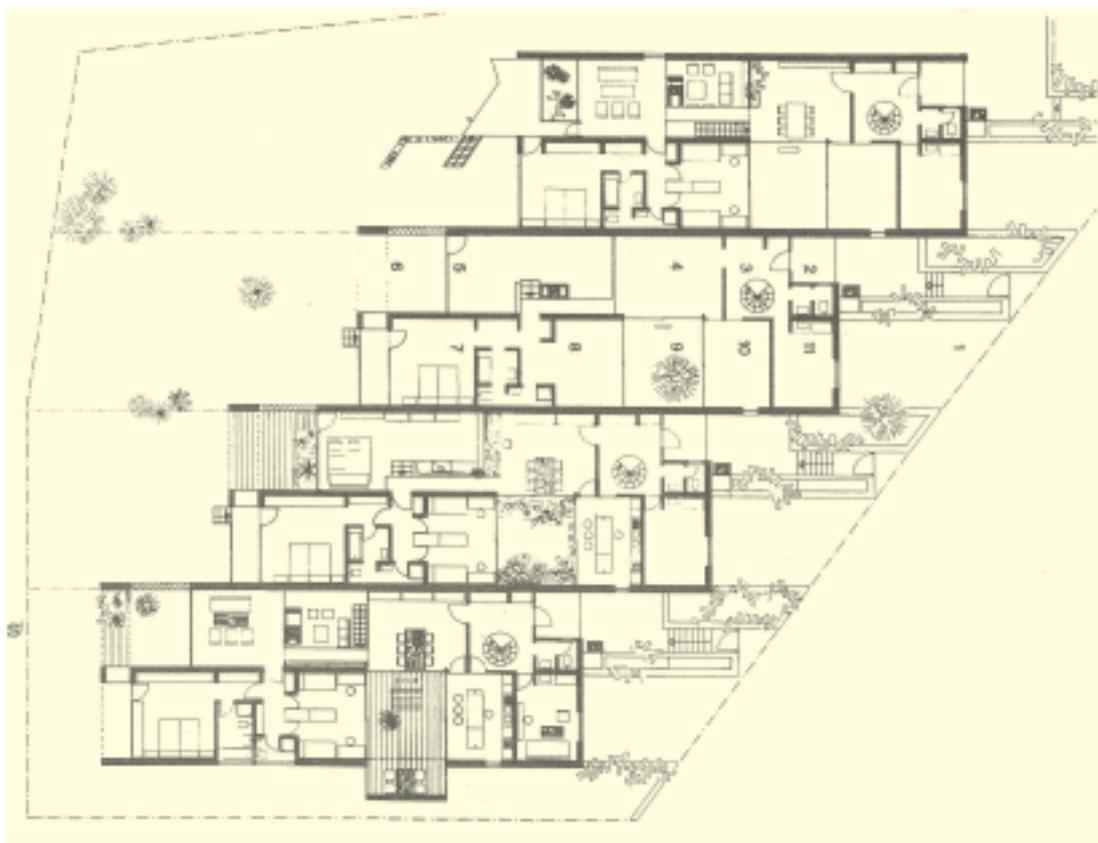
Quartierserweiterungen (Siedlungstyp 2) und geschlossenen Wohnanlagen (Siedlungstyp 3). Großsiedlungen sind in ihrer ursprünglichen Form nicht als Ganzes überliefert.

Mit diesen Ergebnissen wurden die Denkmalkriterien für verdichtete Siedlungsformen auf Grundlage des Denkmalschutzgesetzes Baden-Württemberg entwickelt. Entsprechend dem Gesetzestext steht die Erhaltung der Kulturdenkmale aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen im öffentlichen Interesse. Die wissenschaftlichen Gründe beziehen vor allem Architektur- und Siedlungsbaugeschichte sowie Geschichts- und Sozialwissenschaften ein. Neben der baulichen Qualität sind die bis heute nachvollziehbaren Planungsideen, Planungskonzepte und Siedlungsstrukturen wesentliche Kriterien. Die Entwicklung neuartiger Gebäudetypologien, sowohl bei Einzelbauten als auch bei Gebäudegruppen, sind architekturhistorische Gründe. Vielfältiges Wohnungsgemenge und differenzierte Grund- und Aufrisse (Abb. 6) wie auch die Ausrichtung der Wohnungen, die Anpassung an die Topografie und die Variationen der Erschließungsformen sind charakteristische Merkmale des Wohnungsbaus jener Zeit. Das breite Angebot und die gestalterische Einbindung privater und öffentlicher Grün- und Freiräume in die Planung sind weitere Kennzeichen. Die Wahrung der Privatsphäre war dabei ein wesentliches Entwurfsziel. Die genannten Gesichtspunkte begründen zudem die hohe Nutzungsqualität für die Bewohner. Innovativ war die



5 Siedlung Aspen in Stuttgart-Botnang von Kammerer und Belz.

partizipatorische Planungsidee, das heißt die Beteiligung der Bewohner am Planungsprozess. Ein weiteres Kriterium ist die Bedeutung der Wohnanlage im Werk des Architekten oder Planers. Den Denkmalwert können auch aktuelle themen- oder objektbezogene Forschungen unterstützen. Künstlerische Gründe sind laut Denkmalschutz dann erfüllt, wenn eine gesteigerte ästhetische und gestalterische Qualität vorliegt. Dies kann sich unter anderem darin ausdrücken, dass sich Form und Funktion auf besondere Weise entsprechen. Die gestalterische Qualität liegt in ausgewogenen Proportionen, in der Durchbildung der Großform wie der Details, in ausgesuchten Materialien oder



6 Kernen-Stetten, Wohnhäuser Kammerer und Belz, Grundriss Innenhof zur Belichtung des tiefen Baukörpers.

in ausgewählter Farbigkeit, bisweilen auch in skulptural aufgefassten Bauformen (Abb. 7). Heimatgeschichtliche Gründe sind bei den untersuchten Siedlungsbauten in der Regel nicht anzuführen. Eine weitere Bedingung für die Ausweisung von Kulturdenkmälern ist das öffentliche Interesse an der Erhaltung. Die Grundvoraussetzung hierfür ist ein überdurchschnittlicher Erhaltungszustand von Siedlungsstruktur und -architektur, damit ein hoher Grad an Originalität und Integrität. Nach Anwendung dieser Kriterien werden im Regierungsbezirk Stuttgart zwei Quartierserweiterungen und fünf geschlossene Wohnanlagen als Kulturdenkmale ausgewiesen. In dieser Ausgabe des Nachrichtenblattes werden als Denkmalporträt das Wohnquartier „Aspen“ in Stuttgart-Botnang und die Wohnanlage „Schnitz“ in Stuttgart-Neugereut vorgestellt. Weitere Denkmalporträts sollen folgen.

Die Trabantenstadt, ein Kulturdenkmal?

Für die weiträumigen, komplexen Stadterweiterungen oder Trabantenstädte (Siedlungstyp 1) kam nach dem Denkmalschutzgesetz nur eine Prüfung als so genannte Gesamtanlage infrage. Vielfach wurden interessante und gut erhaltene Teilaspekte dieser Großsiedlungen beobachtet, wie beispielsweise die Einbeziehung der umgebenden Landschaft in die Wohnbebauung (Abb. 8), das charakteristische Siedlungsbild einer fast dörflich wirkenden Trabantenstadt (Abb. 9) oder die herausragende architektonische Qualität einzelner Bauten (Abb. 7). In der Gesamtbewertung fallen viele Störungen der Siedlungsgrundrisse durch Nachverdichtung, Eingriffe in Grünflächen, bei zentralen Einkaufszentren oder in der Verkehrsführung auf, wie zum Beispiel beim Stuttgarter Fasanenhof. Ähnlich verhält es sich mit dem Aufriss der Sied-



7 Wohnpark Schloßgut
in Hemmingen: Terrassen-
hochhaus von Paul Stohrer.



8 Siedlung Mittelrain in Heidenheim, Grünflächengestaltung.

9 Siedlung Hörnle bei Marbach am Neckar, gestaffelte Reihenhauszeilen.



lungen: Die schlichten und gegenüber Veränderungen sehr sensiblen Gebäude der 1960er und 1970er Jahre sind vielfach überformt. Nur selten sind sie als authentische bauliche Zeitzeugen überliefert.

Für Stuttgart-Freiberg (Abb. 10), eine der programmatischen Siedlungen der 1960/70er Jahre in der Region, wurde exemplarisch eine detaillierte Nachuntersuchung erstellt. Auch hier lassen die zwischenzeitlich eingetretenen Veränderungen im Grundriss, die vielen Modernisierungen an den Wohngebäuden und die kontinuierlichen Planänderungen eine Bewertung als schützenswer-

tes Ensemble nicht zu. Somit erfüllt keine der durchaus bemerkenswerten Großsiedlungen (Siedlungstyp 1) der 1960/70er Jahre im Regierungsbezirk Stuttgart die Anforderungen, die nach dem Denkmalschutzgesetz an Gesamtanlagen gestellt werden.

Bewertung des Projektes

Das Inventarisationsprojekt eröffnete der Denkmalpflege die Chance, durch die Kompetenz des Fachbereichs Städtebau und Stadtplanung der Hochschule für Technik Stuttgart diesen Bautyp als



10 Stuttgarter Trabantenstädte im Luftbild (1975): Im Vordergrund Freiberg, in der Bildmitte hinter dem Neckar bzw. dem Max-Eyth-See die Siedlung Neugereut.

Forschungsgegenstand mit einer neuen Methodik zu betrachten. Die Kooperation mit den Experten stellte ein Korrektiv für die Bewertung dieser kontrovers diskutierten Bauaufgabe dar.

Während der Projektphasen erfolgte bei Abstimmungsterminen eine gemeinsame thematische Vertiefung. Durch die Diskussion der Rechercheergebnisse und den fachlichen Austausch mit den Partnern der Hochschule für Technik konnten die Belange der Denkmalpflege unmittelbar am Untersuchungsgegenstand der verdichteten Siedlungen erörtert werden. Der Inventarisierung gelang durch die fundierte wissenschaftliche Unterstützung der direkte Einstieg in die denkmalfachlich wertende Betrachtung. Der Schwerpunkt wurde damit auf die inventarisatorischen Kernaufgaben gelegt: Denkmalkriterien entwickeln und Kulturdenkmale benennen.

Die unerwartete Fülle an recherchierten Projekten hat die Bedeutung, Qualität und Vielfalt des Wohnungsbaus der 1960er und 1970er Jahre deutlich vor Augen geführt. Die zahlreichen, weitgehend unbekannteren Projekte zeigen die Notwendigkeit, sich intensiv mit dem Wohnungsbau der 1960/70er Jahre auseinanderzusetzen, diesen zu dokumentieren und als Teil der Baugeschichte Deutschlands zu begreifen.

Dies entspricht dem denkmalpflegerischen Ziel, die Kulturdenkmale gemeinsam mit den Eigentümern in Substanz und Erscheinungsbild zu erhalten.

Literatur

Christina Simon/Thomas Hafner: WohnOrte. 50 Wohnquartiere in Stuttgart von 1890 bis 2002, 2. Auflage, Stuttgart 2004.

Thomas Hafner: Vom Montagehaus zur Wohnscheibe – Entwicklungslinien im deutschen Wohnungsbau 1945–1970, 1. Auflage, Berlin/Boston/Basel 1993.

Werkbericht Kammerer und Belz, Stuttgart 1972.

Bundesminister für Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung: Wohnen in neuen Siedlungen. Demonstrativbauvorhaben der Bundesregierung, 1. Auflage, Stuttgart 1965.

Rechercheergebnisse der Hochschule für Technik, Fachbereich Stadtplanung und Städtebau, von Frau Prof. Dr. Christina Simon-Philipp und Karin Hopfner, 2009/2010.

Edeltrud Geiger-Schmidt

Dr. Martin Hahn

Dr. Simone Meyder

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege

Karin Hopfner

Prof. Dr. Christina Simon-Philipp

Hochschule für Technik Stuttgart

Fakultät Architektur und Gestaltung

Schellingstraße 24

70174 Stuttgart

„You only live twice“ Das zweite Leben der Villa Wagner

Bei der Begegnung mit Architektur und Ausstattung der Villa Wagner stellen sich Assoziationen mit James-Bond-Filmen der 1960er Jahre ein. Schon beinahe verloren, konnte das Landhaus Wagner vor durchgreifendem Umbau und der Zerstörung seines Denkmalwerts bewahrt werden, um dank eines in Respekt zur Architektur und auf der Basis von restauratorischen Befunden entwickelten Sanierungskonzepts zu neuem Leben zu erwachen – wie Agent 007 im Jahre 1967: „You only live twice“! Bewertet als vorbildliches Beispiel für einen denkmalgerechten Umgang mit Architektur der jüngsten Vergangenheit, erhielt die Villa Wagner den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2010.

Martina Goerlich/Cornelia Marinowitz/Silvia Tauss



Sobald man die Ortsdurchfahrt des Friedrichshafener Stadtteils Spaltenstein in Richtung Efrizweiler passiert hat, leuchtet links hinter den hohen Bäumen eines Parkgrundstücks ein weißer, kubischer, lang gestreckter Baukörper hervor: das so genannte Landhaus Wagner. Es wurde 1965/66 für den Unternehmer Josef Wagner nach Plänen der Friedrichshafener Architekten Kurt Schliessmann und Klaus Sihler erbaut, ist seit 2002 als Kulturdenkmal gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz erfasst und 2008/09 im Auftrag des Eigentümers auf vorbildliche Weise saniert worden. Die Sanierung des Landhauses Wagner war in mehrfacher Hinsicht eine große denkmalpflegerische Herausforderung.

Die Entdeckung eines Kulturdenkmals

Eine engagierte Architekturkennerin hatte die Denkmalpflege im Jahr 2002 auf das versteckt liegende Gebäude aufmerksam gemacht. Nach langjährigem Leerstand war das Landhaus verkauft worden, hatte als Filmkulisse u. a. für die ZDF-Serie „Die Biester“ gedient und sollte nun als Bauträgerobjekt für mehrere Eigentumswohnungen aufgestockt und umgebaut werden.

Die Denkmalpflege erkannte, dass es sich bei dem Landhaus Wagner um ein Kulturdenkmal aus künstlerischen, wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz handelt. Michael Ruhland hat das Landhaus



1 Der farbliche Dreiklang im Salon: das helle Honigbraun von Ulmentäfer und Grastapeten an den Wänden, das Rotbraun von Teakrahmen und Holzdecke, das Schwarzbraun von Wenge an Bar, Gaderobe und „Bedienungszentrale“ neben der grauen Ledergarnitur.



2 *Das Farbkonzept beruht auf der sorgfältig aufeinander abgestimmten Materialwahl: Das Weiß des Betons, das Braun des Klinkers, das Silbergrau der Kalksteinplatten, des Edelstahlgeländers und der geschliffenen Betonbrüstung ergänzen sich mit dem Blaugrün des Glasdachs zur modernen eleganten Gesamtwirkung.*

Wagner 2004 ausführlich in der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, Heft 3/2004, vorgestellt. Das bereits genehmigte Bauvorhaben konnte gestoppt werden, nachdem die Kulturdenkmalei-genschaft 2005 gerichtlich bestätigt worden war.

Nutzungskonzept

Noch war aber keine adäquate Nutzung in Sicht. Die Geschäftsführung der J. Wagner GmbH erwarb das Landhaus im Jahr 2007 zurück. Durch einen glücklichen Umstand in Form eines Jubiläums zum Gedenken an den 100. Geburtstag des Firmengründers erkannte die Unternehmensleitung das große Potenzial der ambitionierten Hinterlassenschaft von Josef Wagner. Sie entschied, das Landhaus als repräsentativen Sitz für die Josef-Wagner-Stiftung zu nutzen und angemessene Apartments für neue Mitarbeiter zu schaffen. Das war ein mutiger Schritt, denn der Bauherr empfand das Anwesen zunächst als ästhetisch unbefriedigend – noch war vieles verblichen oder unter gelben Farbschichten, belanglosen Tapeten und Verkleidungen aus der Zeit der Fernsehproduktion verborgen.

Denkmalpflegerisches Konzept? „Working in Process“

Die Denkmalpflege musste sich gemeinsam mit Bauherrn und Architekten neuartigen Aufgaben und Herausforderungen stellen. Schnell wurde

deutlich, dass das Landhaus Wagner zu einem Pilotprojekt in Sachen Restaurierung eines Kulturdenkmals der 1960er Jahre werden würde. Die Geschäftsführung war bereit, vor Sanierungsbeginn grundlegende restauratorische Untersuchungen von Fassade, Raumschale und Fensterbestand vornehmen zu lassen. Die Villa Wagner sollte jedoch auf Wunsch des Bauherrn nach der Sanierung „schicker“, eleganter und repräsentativer als der 2007 vorgefundene Bestand in Erscheinung treten.

Nach Erstellung von Bestandsaufnahmen und Raumbüchern durch Restauratoren für den Fachbereich Holz und Putz begann 2008 die Sanierung zunächst mit der denkmalpflegerischen Zielsetzung einer rein konservatorischen Herangehensweise: Reinigen, Sichern, Bewahren. Doch im Verlauf der Baumaßnahme führten neue Befunde wiederholt zur Anpassung des denkmalpflegerischen Konzepts in Richtung einer Herausarbeitung der ursprünglichen Außen- und Innengestaltung von 1965. Mit jedem neuen Befund und jeder restauratorischen Bemusterung wuchs bei den Beteiligten die Begeisterung – und die Erkenntnis, welches Potenzial in diesem Kulturdenkmal steckt. Im Verlauf eines intensiven und konstruktiven Diskussionsprozesses mit Denkmalpflege und Restauratoren entschied sich der Bauherr, die qualitativ gestalteten historischen Oberflächen freilegen und restaurieren zu lassen. Das Landhaus Wagner sollte die repräsentative Wirkung in seiner Bedeutung für die Firmen- und Architekturge-

schichte entfalten – indem die ursprüngliche Zielsetzung des einstigen Bauherrn Josef Wagner wieder deutlich sichtbar wird: „ein Haus zum Wohnen und Repräsentieren“.

Die Wiederentdeckung einer ambitionierten Architektur

Das 1965/66 in der Tradition der klassischen Moderne errichtete Haus sollte extravagant, ästhetisch ansprechend, elegant, gediegen und teuer, aber auch sehr funktional sein. Der zweigeschossige Flachdachbau aus Beton besticht mit seinem außergewöhnlichen Grundriss: zwei gegenläufig ineinander verschobene Trapeze, die wiederum von trapezförmigen, ineinander greifenden Raumzuschnitten unterteilt werden. Der Bau weist keine rechten Winkel auf, sondern unterliegt bis ins Detail dem Prinzip des Sechsecks – und verrät so seine Nähe zum organischen Bauen des amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright (z. B. Hanna Honeycomb House, Stanford, 1937).

Das bescheiden ausgestattete Erdgeschoss wurde als Wohnbereich der Hausangestellten genutzt. Das Obergeschoss war dem großzügig und luxuriös gestalteten, öffentlichen Wohnbereich vorbehalten, an den sich der abgeschiedene, ebenfalls aufwendig eingerichtete Privatbereich anschloss. Das zur Straße geschlossen und abweisend wirkende Gebäude öffnet sich im Obergeschoss mit Terrasse und großflächigen Panoramafenstern zum parkähnlichen Garten, der 1965 vom Schweizer Gartenarchitekten Andreas Sulzer gestaltet wurde.



Die Extravaganz des Grundrisses wurde ergänzt von der Exklusivität und der Experimentierfreude bei der Auswahl der Materialien für die Innenausstattung, an der namhafte Künstler wie die Textilkünstlerin Lore Hoffmann sowie die Maler und Bildhauer Fred Stelzig und Erich Hauser mitwirkten: Edle Holzurniere und Resopal, Aluminium aus der firmeneigenen Gießerei und Glas, Emaille und künstlerische Keramik, Grasfasertapeten, Leder und Kalkstein wurden auf unkonventionelle Weise miteinander kombiniert.

Im Verlauf der Sanierungsmaßnahme stellte sich mit der restauratorischen Behandlung von Musterflächen an Fassade, Raumschale und Innenausstattung heraus, dass das grundlegende Gestaltungsprinzip in der Villa Wagner auf Kontrasten und Akzenten basiert, die sich aus der natürlichen Farbigkeit der verwendeten Materialien ergeben. Im Salon und Vestibül zum Beispiel bilden die verwendeten Holzarten einen farblichen Dreiklang: das helle Honigbraun von Ulmentäfer und seidig schimmernden Grastapeten an den Wänden, das Rotbraun von Teakrahmen, Blenden und Holzdecke, das Schwarzbraun der Palisanderart Wenge an Bar- und Gaderobenschränken (Abb. 1). Außen werden das Weiß des gestrichenen Betons und das Braun des Klinkers vom Silbergrau der Kalksteinplatten, des Edelstahlgeländers und der geschliffenen Betonbrüstung begleitet. Das Blaugrün des Glasdachs setzt dazu einen leichten und doch raumbestimmenden Akzent (Abb. 2).

Die damals hochmoderne Haustechnik der Bauzeit ist weitgehend erhalten und konnte in das neue Nutzungskonzept integriert werden: von der Bedienungszentrale neben der den Salon dominierenden Ledergarnitur über versenkbare Fenster, bauzeitliche Lampen und Leuchten, aufwendige Sanitäreinrichtungen bis hin zur Mikrowelle und einem in unseren Breiten völlig unüblichen elektrischen Müllzerkleinerer in der Küche wie auch dem Stromgenerator im Erdgeschoss – „eine Mischung aus Austin Powers und Bond 007“, so der Geschäftsführer der J. Wagner GmbH zu Beginn der Sanierungsmaßnahme (Abb. 3).

Die „Befreiung“ der Oberflächen am Beispiel der Grasfasertapeten

Das oben beschriebene akzentuierende Gestaltungsprinzip wurde mit der Restaurierung der historischen Oberflächen wieder zurückgewonnen. Die Erhaltung der Grasfasertapeten im Salon der Villa Wagner war von großer Bedeutung für die Authentizität der Raumwirkung. Die Exklusivität des den Raum prägenden Materials basiert auf den drei Faktoren Herstellungstechnik, Herkunft und optische Wirkung.

3 „Eine Mischung aus Austin Powers und James Bond“: Im Erdgeschoss wurde der bauzeitliche Generator zur Notstromversorgung in die Gestaltung eines Badezimmers integriert.

4 Unregelmäßige Fehlstellen und stark beschädigte Bereiche (z. B. Gipsplomben) wurden gradlinig ausgeschnitten und mit originalem Tapetenmaterial, das in anderen Räumen geborgen werden konnte, ergänzt.



5 Mit der Restaurierung der Grasfasertapeten wurde die charakteristische Raumatmosphäre zurückgewonnen. Die seidig glänzenden, horizontal verlaufenden Grasfasern haben einen schillernden Effekt, durch den die Materialität der Raumwände scheinbar aufgelöst wird.

Die aufwendige Herstellungstechnik der Grasfasertapeten, die viel geschickte Handarbeit erfordert, steigert die Kostbarkeit dieses Materials. Die Verwendung natürlicher Rohstoffe lässt zudem jede einzelne Tapetenbahn zu einem Unikat werden.

Die Grasfasern wurden ursprünglich aus Arrowroot- und Wangkool-Halmen gewonnen, die in den Gebirgstälern der Herkunftsländer Korea, Japan und China wachsen. Mittlerweile werden jedoch auch Fasern aus Bambus, Bast, Sisal oder Binsen verwendet. Das Rohmaterial wird nach der Ernte gewaschen, gebleicht, aufgesplittet, getrocknet und nachbehandelt. Die so entstandenen Faserstränge können anschließend zu Fäden zusammengeknotet und im Handwebstuhl mit dünnen Baumwollfäden als Kettfäden verwoben werden. Das Gewebe wird danach mit Naturleim auf Reistrohpapier aufkaschiert. Die so entstandenen Tapetenbahnen kann man nun entweder in ihrer natürlichen grünlich-gelben Farbe belassen oder mithilfe von Schwämmen einfärben.

Die Entwicklung der Grasfasertapeten geht von der koreanischen Industrie aus, die sich 1960 zu entwickeln begann. Über japanische und chinesische Handelsunternehmen gelangten die Grasfasertapeten schließlich auf westliche Märkte, wo sie sich in den folgenden 20 Jahren wohl erst in Amerika und wenig später auch in Mitteleuropa großer Beliebtheit erfreuten. Vor diesem Hintergrund sind die Grasfasertapeten im Salon der Villa Wagner auch ein bedeutendes Zeitzeugnis für einen gewissen Design-Import modernster Raumgestaltungen der 1960er Jahre.

Ein weiterer Aspekt liegt in der optischen Wirkung der Grasfasertapeten. Diese Wirkung steht in engem Zusammenhang mit zunehmendem Bedürfnis nach klaren, funktionalen Baustrukturen und luftigen, fast aufgelösten Räumen. Seit den 1920er Jahren nimmt dieses Bedürfnis in der modernen Architektur Gestalt an und wird wegweisend für die Bauweise der nächsten Jahrzehnte sein.

Durch ihre dezente und elegante Erscheinung fügen sich die Grasfasertapeten optimal in diese Auffassung moderner Architekturgestaltung ein. Durch die seidig glänzenden, horizontal verlaufenden Grasfasern auf den Tapetenbahnen entsteht ein schillernder Effekt, durch den die Materialität der Raumwände scheinbar aufgelöst wird. Der Salon der Villa Wagner, den ohnehin große Fensterfronten dominieren, gewinnt durch diese Tapeten zusätzlich an Transparenz. Es entsteht außerdem eine optische Vergrößerung des Raumes, da nun der Innenraum mit dem Außenraum zu verschmelzen scheint.

Voruntersuchung und Restaurierung

Bevor die Restaurierungsarbeiten an den Grasfasertapeten beginnen konnten, wurden bei einer Voruntersuchung der Umfang und der Erhaltungszustand der originalen Grasfasertapeten aus dem Jahr 1965 ermittelt.

Die originalen Tapeten waren zu diesem Zeitpunkt mit einer Strukturtapete übertapeziert und darauf befanden sich zusätzlich drei Anstriche in Rot, Gelb und Weiß. Die Villa war in der Zeit ihres Leerstandes für zwei Fernsehfilme als Kulisse genutzt wor-

den, in diesem Zusammenhang geschah die Überfassung der Wandflächen mit farbigen Anstrichen. Die Freilegung und Restaurierung der Grasfasertapeten war nach vielen Überlegungen und der Präsentation einer Probefläche sowohl ein Wunsch der Denkmalpflege als auch des Bauherrn, denn dadurch bestand die Möglichkeit, den Raum seinem ursprünglichen Gepräge aus den 1960er Jahren und vor allem seiner Exklusivität wieder ein Stück näher zu bringen.

Nach der Freilegung der Tapete konnten die augenfällig auf der Oberfläche zurückgebliebenen Kleisterreste der Übertapezierung durch Anlösen mit einem geeigneten Lösungsmittel gleichmäßig mit der Hand verrieben werden. Die Tapeten wurden dadurch regeneriert und erhielten ein farbig ruhigeres Erscheinungsbild zurück. Unregelmäßige Fehlstellen und stark beschädigte Bereiche (z. B. Gipsplomben) wurden gradlinig ausgeschnitten und mit originalem Tapetenmaterial, das in anderen Räumen der Villa geborgen werden konnte, ergänzt. Das Ergänzungsmaterial erwies sich als ideal, da es, bis auf materialbedingte Ungleichmäßigkeiten, hinsichtlich des Alterungszustandes mit der Umgebung der zu ergänzenden Tapeten identisch war. Die Ergänzungen passen sich auf diese Weise sehr unauffällig ein. Störende Farbläufer, die an den Tapetenstößen durchgedrungen waren, mussten retuschiert werden. Es wurde die Methode der Punktretusche angewendet, die lediglich auf das Auflösen der farbig geschlossenen

Läufer abzielte. Die Retusche auf diesem strukturierten Material erwies sich als schwierig. Durch die unterschiedlichen Tagesbeleuchtungen und die Dreidimensionalität der Oberfläche bleiben die Retuschen in gewisser Weise immer sichtbar. Der störende Eindruck der farbig sehr markanten Läufer konnte jedoch gut gemildert werden (Abb. 4).

Heute präsentiert sich die Tapetenoberfläche wieder in einem zwar gealterten, aber sehr geschlossenen Bild. Die Grasfasertapeten waren und sind ein prägender Bestandteil einer exklusiven Ausstattung, die im Bodenseeraum in dieser Art ihresgleichen sucht. Die restaurierten Wandflächen mit ihren schönen, in warmem Ocker gehaltenen Grasfasertapeten können nun wieder zu einer außergewöhnlichen Raumatmosphäre beitragen (Abb. 5).

Das zweite Leben der Villa Wagner

Die heutige Nutzung des Landhauses Wagner entspricht weitgehend seiner ursprünglichen Bestimmung: Die Grundrisskonzeption blieb unverändert, der repräsentative Wohnbereich wird für Veranstaltungen der Josef-Wagner-Stiftung und der Wagner-Gruppe genutzt, im ehemaligen Büro- und Privatbereich ist die Verwaltung der Josef-Wagner-Stiftung untergebracht, die modernisierten Wohnräume im Erdgeschoss dienen als Appartements für neue Führungskräfte, im einstigen Hallenbad mit Mosaikwänden und Kunstverglä-

6 Im Erdgeschoss unter Wahrung des Grundrisses anstelle der Hausangestelltenräume eingerichtet: Appartements für neue Führungskräfte.





7 Im einstigen Hallenbad mit Mosaikwänden und Kunstverglasung wurde das Schwimmbecken abgedeckt und ein attraktiver Gemeinschaftsbereich geschaffen – die blau gekachelte Dusche blieb erhalten.

sung wurde das Schwimmbecken abgedeckt und ein attraktiver Gemeinschaftsbereich geschaffen (Abb. 6; 7).

Die Villa Wagner konnte dank des Engagements der Josef-Wagner-Stiftung und des gleichnamigen Unternehmens als anschauliches Kulturdenkmal der 1960er Jahre mit deren Fortschrittsoptimismus bewahrt werden. Der Bauherr und seine Architekten waren bereit, die Ergebnisse der restauratorischen Untersuchungen in das architektonische Konzept einfließen zu lassen. Die Sorgfalt, die Kreativität und die wachsende Begeisterung von Architekten und Bauherrn im respektvollen Umgang mit der historischen Substanz können als vorbildlich bezeichnet werden. Mit der Wiederbelebung des Landhauses Wagner hat die Josef-Wagner-Stiftung nicht nur ein würdiges Domizil erhalten. Zugleich wurde das Kulturdenkmal wieder in das Bewusstsein der Firmenmitarbeiter und der Öffentlichkeit gerückt als Symbol für den zeittypischen Unternehmergeist des Firmengründers Josef Wagner.

Literatur

Cornelia Marinowitz/Silvia Tauss: Die Grasfasertapepen der Villa Wagner in Friedrichshafen-Spaltenstein, in: Nike, 6/2008, S. 33–37.

Michael Ruhland: Gelockerte Strenge oder zuchtvolle Freiheit – Die Villa Wagner in Friedrichshafen-Spaltenstein (Bodenseekreis), in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3/2004, S. 185–188.

Stephan Demmrich/Veronika Kergaßner: Denkmal einer an, in: Wohn ! Design, 2/2003, S. 34–38.

Glossar

Arrowroot und Wangkool

eignen sich als tropische Gräser mit ihren Halmen hervorragend zur Herstellung von Naturtapeten.

aufkaschieren

Methode zur übergangslosen Verbindung mehrerer Lagen verschiedener oder gleicher Materialien.

Wenge

auch „Palisander“, Laubbaumart aus der Hülsenfrüchtler-Familie, kann bis zu 20 m hoch werden. Beheimatet in den afrikanischen Regenwäldern. Gilt als eines der edelsten Hölzer der Welt („Holz-Diamant“).

Martina Goerlich

Regierungspräsidium Tübingen
Referat 26 – Denkmalpflege

Cornelia Marinowitz

Ludwig-Gerer-Straße 27
78250 Tengen

Silvia Tauss

Gotthardstrasse 59
CH-4054 Basel

Villa Wagner in Friedrichshafen- Spaltenstein

Die Restaurierungsarbeiten an der Beton- fassade

Der aufmerksame Besucher der Villa Wagner bemerkt schnell die große Materialvielfalt am Gebäude. Außen wie auch innen kamen die verschiedensten Baustoffe zur Anwendung. Bewusst ausgewählt und komponiert ergänzen sie sich zu einem spannenden Ganzen, wirken im Kontext doch ruhig und repräsentieren in typischer Weise den damaligen Anspruch an eine gehobene Architektur. Die Anforderung an die Restaurierung der „anorganischen Architektur-oberflächen“, im Speziellen des Betons, war daher sowohl anspruchsvoll wie auch abwechslungsreich, da der ausführende Restaurator auf unterschiedliche materialtechnologische Besonderheiten eingehen musste.

Tobias Hotz

Unterschiedliche Materialien und ihre spezifischen Schäden

Die größten und auffälligsten Schäden konnten am Schalungsbeton der Außentreppe und an der Fassade des ersten Obergeschosses in Form von Korrosions- und Frostabsprengungen festgestellt werden. Die Außenhülle des Erdgeschosses besteht hingegen aus Waschbeton. Wegen funktionsbedingter Veränderungen im Eingangsbereich mussten dort unter anderem eine Tür- und Fensterfläche im gleichen Material ergänzt werden. Zudem galt es, später hinzugekommene, unschöne Kittungen zu ersetzen und gelbe Farbspuren zu beseitigen. Weitere Schäden in Form von Rissen und Abplatzungen fanden sich an den Klinkerbacksteinen der Fassade, an den Kalksteinstufen der Westtreppe, den Quarzitbodenplatten auf der Terrasse sowie an der Kunststeintreppe zum Haupteingang, die aus einer ganz besonderen Mischung aus Weißzement und Marmorsplitt besteht.

Etwas weniger aufwendig waren die Restaurierungsarbeiten im Innenbereich. Hier beschränkten sich die Maßnahmen auf das Verschließen von Rissen, Ergänzen von Fehlstellen mit Kittungen, diversen Retuschen und Auffrischarbeiten. Dabei galt es innen wie außen, Schmutz, Ablagerungen und Flecken zu reduzieren. Verschiedenste Reinigungsmethoden wie ein Strahlverfahren mit CO₂-Trockeneis-Pellets, Lösemittelkompressen, Hitze, Partikelstrahlen (Mikrosandstrahlen) und mechanische Techniken vom Skalpell über die Bürste bis zur Schleifmaschine kamen zum Einsatz. Jeder

Untergrund hat in seiner Zusammensetzung und Oberflächenbeschaffenheit seine speziellen Eigenheiten bezüglich der Auswahl der richtigen Methode.

Die Betonrestaurierung

Von Anfang an war klar, dass die aufwendigsten Restaurierungsarbeiten (der anorganischen Werkstoffe) am Beton sein würden. Um die Schäden und die getroffenen Maßnahmen besser zu verstehen, wird zunächst eine kurze Einführung zur Betonproblematik gegeben.

Die angetroffenen Schäden können in zwei Gruppen eingeteilt werden: materialintern verursachte Schäden und extern verursachte Schäden.

Betongussteile müssen mit einer Stahlbewehrung armiert werden. Dieses innere Korsett hat die Aufgabe, den natürlichen Schwundprozess und die dadurch entstehenden Kräfte beim Aushärten von Beton aufzunehmen und somit die Bildung von Schwundrissen zu minimieren.

Ausgehärteter Beton kann sehr hohe Druckkräfte aufnehmen, ist jedoch auf Zug (wie der Naturstein übrigens auch) nur beschränkt belastbar. Die Stahlbewehrung wird so positioniert und berechnet, dass sie diese Zugkräfte aufnehmen kann. Hängende Bauteile wie zum Beispiel eine Brücke oder eine Decke werden im Normalfall im oberen Bereich auf Druck, im unteren Bereich auf Zug belastet. Diese statischen Faktoren sind bei der Entscheidung, ob ein rostender Stahlstab herauszuschneiden oder einer Korrosionsbehandlung zu unterziehen ist, unbedingt zu berücksichtigen.





1 Vorzustand. Die hintere Treppe Nord. Abblättern-
de gelbe und darunter lie-
gende weiße Farbschich-
ten, nach nur acht Jahren
Witterungsexposition.

Grundsätzlich kann Stahlbewehrung in einem gut verdichteten Beton nicht korrodieren. Das Bindemittel Zement ist in hohem Grad alkalisch. In diesem Milieu bildet sich eine stabile Passivierungsschicht um die Armierungsstäbe, die sie vor Korrosion schützt. Durch Reaktion mit dem in der Luft enthaltenen Kohlendioxid CO_2 wird der pH-Wert des Betons zum neutralen Wert hin abgesenkt. Fällt der Wert im Kontaktbereich mit der Bewehrung jedoch unter circa 8,5 bis 9, wird der Korrosionsschutz zerstört. Dieser Prozess vollzieht sich über Jahre und Jahrzehnte, von der Oberfläche bis in das Innere des Bauteils. Die Bezeichnung dafür ist „Karbonatisierung“, da durch diesen chemischen Prozess aus Calciumhydroxid das Calciumcarbonat, also Kalk, entsteht. Liegt nun der Bewehrungsstahl zu nahe an der Oberfläche des Betons, erreicht ihn die Karbonatisierungsfrente früher. Zusätzliche Feuchtigkeit verursacht dann die Rostbildung, was wiederum zu Volumenvergrößerung und demzufolge Abplatzungen führt (Abb. 4). Die Reaktion wird mit stetigem Fortschreiten langsamer. Die Karbonatisierungstiefe kann mit dem pH-Indikator Phenolphthalein bestimmt und gemessen werden. Das Sichtbarmachen kann auf zwei Arten erfolgen. Entweder durch fortlaufendes Besprühen einer Bohrung mit einer einprozentigen Lösung, wobei sich das Bohrmehl beim Erreichen der Karbonatisierungstiefe lila verfärbt, oder an frischen Bruchflächen (Abb. 5). Je nach Exposition und Betondichte beträgt diese Tiefe bei der Villa Wagner 5 bis 9 mm.

2 Vorzustand Treppen-
wange. Für die Filmkulisse
wurde die gelbe Farbe
auch über Fehlstellen und
rostende Armierungs-
eisen gestrichen. Unter
der Stahlblechmanschette
führt der schadensträch-
tige Dorn in den Beton.

3 Vorzustand Treppen-
wange. Nach der Demon-
tage des Handlaufs und
dem Abheben loser Sch-
alen von Hand (!) kamen In-
sektennester und korrodie-
rende Bewehrungen zum
Vorschein.

Grundsätzlich gibt es noch weitere betontypische Schadensprozesse materialinterner Art. Da sie komplex und bei der Villa Wagner (noch) nicht vorhanden sind, wird in diesem Artikel nicht weiter dar-

auf eingegangen. Damit sind hauptsächlich Konstruktionsfehler (z. B. die nachfolgend beschriebene falsche Handlaufbefestigung) oder später vorgenommene Änderungen respektive Ergänzungen gemeint.

Die Farbgebung

Nach abgeschlossener Erbauungsphase ließ Josef Wagner 1965/66 den Beton, mit Ausnahme von einigen wenigen Stellen, weiß streichen. Für die ZDF-Dreharbeiten zur Serie „Die Biester“ wurde im Jahre 2000 auf die Schnelle und vermutlich möglichst günstig ein zweiter Anstrich, diesmal in Gelb, vollflächig aufgebracht. Um die damals größtenteils schon vorhandenen Schäden am Beton fachgerecht zu restaurieren, blieb wohl keine Zeit und Geld, sodass auch über abgeplatzte Fehlstellen, freiliegende, rostende Armierungseisen und vermutlich auch über Verschmutzungen gestrichen wurde (Abb. 2). Man kann annehmen, dass auch der Untergrund nicht fachgerecht vorbereitet und gereinigt war. Dies erklärt das baldige Abblättern der Farbe (Abb. 1).

So entstand eine schnelllebige Filmkulisse, für kurze Zeit in „neuem Glanz erstrahlend“.

Schäden an der Fassade

Abgesehen von den stark abblätternen Farbschichten waren zu Beginn der Restaurierungsarbeiten 2008 die größten und auffälligsten Schä-



den an den Wangen der beiden Außentreppen ersichtlich. Vor allem an den Stellen, wo Dornen zur Befestigung der metallenen Handläufe in die Treppenwangen liefen, sind Schäden in Form von Frost- und Korrosionssprengung entstanden. Die unter den vertikalen Stützen tief in den Beton führenden Dornen sind bei der Montage nicht voll eingemörtelt worden, sodass der Regen die verbliebenen, nicht sichtbaren Löcher mit Wasser gefüllt hat. Ein Verdunsten war unter der Manschette aus Chromstahlblech nicht möglich, sodass diese Wassersäcke mitsamt dem umgebenden wassergesättigten Beton im Winter natürlich einfroren. Da sich gefrierendes Wasser ausdehnt (ähnlich dem korrodierenden Stahl) sind als Folge Frostschäden in Form von Rissen entstanden. Im Verlaufe dieser sich alljährlich wiederholenden Zyklen nahmen die Schäden rasch zu. Schadensbeschleunigend wirkte in der Folge auch, dass die in den Risszonen durchlaufende Bewehrung zu korrodieren begann und sich teilweise Insektenkolonien einnisten konnten (Abb. 3). Der Beton wurde dadurch zermürbt, ganze Platten haben sich abgelöst.

Die Restaurierung

Bei der Konservierung und Restaurierung von Kunst- und Kulturgut wird in der Regel vom bestmöglichen Erhalt der bestehenden originalen Substanz ausgegangen. Der Weg zu diesem strategischen Ziel muss über eine Bewertung des vorliegenden Schadens und dessen Ursachen führen.



Dazu gehört die Erfassung und Zuordnung des Objekts und seines Schadensbildes, die Prüfung möglicher Restaurierungsmethoden und die Abschätzung des damit verbundenen Aufwands sowie eine Prognose der Nachhaltigkeit der getroffenen Maßnahmen. Unter diesem Aspekt machte es im Fall der Villa Wagner keinen Sinn, die vielen Betonbruchstücke zu erhalten, zu konservieren und wieder anzustücken, zumal sie auch keine künstlerisch und individuell gestalteten Oberflächen aufweisen.

Aus diesen Gründen wurden in einem ersten Schritt sämtliche angerissenen, losen und mürben Bereiche abgelöst. Mit gut führ- und kontrollierbaren bildhauerischen Pressluftwerkzeugen wurden auf diese Weise alle Schadstellen vorbereitet, um einen guten Untergrund für die Haftung des Ergänzungsmörtels zu erhalten. Freiliegende Bewehrung, die keine statische Funktion mehr hatte, wurde abgetrennt. Diese Trennflächen sowie belassene, unter Zug stehende Armierungsstäbe wurden anschließend blank geschmirgelt und, aufgrund guter Erfahrungen, mit einem Polyurethan-Rostschutzsystem angestrichen. Die Applikation des Mörtels erfolgte nach dem Vorstreichen einer zementösen Haftbrücke, mit Kellen und Spachtel. Bei großen Volumen wurde zuerst ein grober Kernmörtel eingesetzt. Durch die Einschalung der seitlichen Treppenwangen mit Holz gelang es, die Holzstruktur in der Oberfläche der Betonergänzungen wieder zu erhalten (Abb. 6). Während des Einfüllens des Mörtels in die schräg liegenden Fehlstellen musste gleichzeitig ein Brett als eine Art „Deckel“ von unten nach oben mitgezogen und dann angeschraubt werden, um ein Auslaufen zu verhindern. Ein Verdichten und somit das Entweichen von Luftblasen konnte einerseits durch das Einstampfen des Mörtels, andererseits mit einem vibrierenden mittleren Presslufthammer an der Schalung erreicht werden.

Der Abbindeprozess von mineralisch-hydraulischem Mörtel dauert drei bis vier Wochen. Dabei kommt vor allem den ersten Stunden und Tagen eine qualitätsentscheidende Bedeutung zu, da die frischen Ergänzungen durch Feuchthalten und gegebenenfalls durch Erzeugen von Oberflächenstrukturen nachgepflegt werden müssen.

Das Zurückarbeiten der über Niveau angesessenen „Plomben“ bei den Treppenwangen (Abb. 7) erfolgte nach etwa drei Wochen steinmetzmäßig mit Pressluftwerkzeugen, Handfräse und Schleifmaschine.

Gemäß Befund waren die Treppenwangen nur seitlich weiß gestrichen, die oberen schmalen Flächen jedoch schon im Originalzustand betonsichtig. Deshalb musste der Ergänzungsmörtel in Korn und Farbe dem originalen Beton möglichst entsprechen. Die Rezeptur wurde schon Wochen vor

4 Vorzustand Fassadendetail. Wegen zu geringer Überdeckung von nur etwa 4 mm karbonatisierte der Beton und wurde vom rostenden Armierungsstab abgedrückt.

5 Beim Aushauen schadhafter Stellen an der Treppenwange wird gleichzeitig die Karbonisierungstiefe mit Phenolphthalein nachgewiesen.



6 Alles ist vorbereitet. Die Treppenwangen kurz vor dem Einstampfen des Imitationsmörtels in die Schalungen.

7 Die ausgeschalte, über Niveau angegossene „Plombe“ nach der Aushärtezeit. Sie kann jetzt steinmetzmäßig zurückgearbeitet werden.

8 Schlusszustand. Die Anstückungen sind kaum vom originalen Beton zu unterscheiden.

9 Herstellung der maßgeschneiderten Waschbetonelemente im Atelier.

der Ausführung empirisch durch Herstellung von Probekörpern, so genannten Dummies, bestimmt. Die Handläufe wurden zum Schluss nicht mehr wie vorher über die zentrischen Dorne von oben befestigt. Diese wurden abgetrennt. Stattdessen dienen nun Senkkopfschrauben, die über das seitliche abgewinkelte Stahlblech in den Beton geschraubt wurden, zur Fixierung der Handläufe an den Wangen (Abb. 8).

Die Ergänzungen in Waschbeton

Im Gegensatz zum Obergeschoss, das Betonflächen mit Schalungsstruktur kennzeichnen, ist das Erdgeschoss der Villa Wagner in Waschbeton ausgebildet worden. Viele kleinere Fehlstellen waren zu ergänzen. Auch hierzu konnte die Rezeptur über die Herstellung von Dummies ermittelt werden. Große Flächen wurden mit vorfabrizierten Elementen ergänzt, die auf Maß im Atelier entstanden (Abb. 9; 10). Das Innere der Elemente besteht aus einem groben Kernmörtel, die äußeren 1 bis 2 cm aus der eigentlichen Imitationsmischung. Wie der Name „Waschbeton“ schon sagt, ist bei dieser Technik ausschlaggebend, das Bindemittel Zement im richtigen Zeitfenster während des Abbindeprozesses auszuwaschen. Dieser Zeitpunkt ist in der Regel circa 4 bis 6 Stunden nach dem Anmachen und Einfüllen des Mörtels erreicht. Spült man zu früh, werden auch die Körner aus ihrer Einbettung gerissen. Spült man zu spät, ist der Zement schon ausgehärtet, und die Körner erhalten nicht mehr die nötige Reliefierung. Die 8 cm dicken Elemente wurden schließlich vor



Ort in die Flächen der ehemaligen Türe und des Fensters eingepasst und hintergossen. Die 1 bis 2 cm breiten Fugen konnten anschließend mit dem gleichen körnigen Mörtel verschlossen und die Körner nach wiederum 4 bis 6 Stunden freigespült werden. Entsprechend dem denkmalpflegerischen Grundsatz der „Ablesbarkeit“ sind die Spuren der früheren Situation immer noch ablesbar, jedoch erst bei genauerer Betrachtung (Abb. 10).

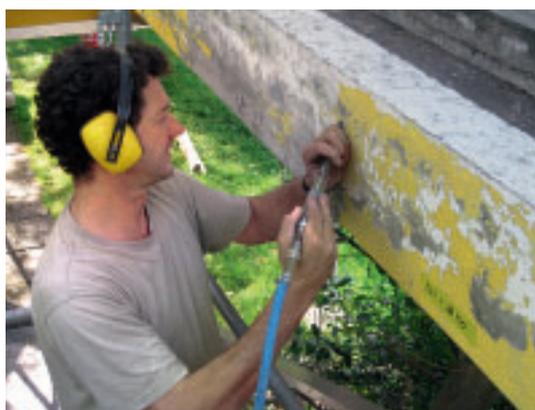
Fazit

Beton ist im Vergleich zu Naturstein ein junges Baumaterial. Bei Ingenieurbauten wie Brücken, Tunnels und technischen Gebäudehüllen werden bei Schäden in der Regel ganze Bauteile ausgewechselt, großzügig ausgespitzt und ergänzt oder





10 Während der Montage der Waschbetonelemente im leicht umgebauten Erdgeschoss.



11 Kontrolliertes Abschälen von blätternden Farbschichten mit einem feinen, gut zu führenden Presslufthammer und einem geschärften Breitmeißel.



12 Damals übermäßig aufgetragene gelbe Farbspuren wurden auf der grob strukturierten Waschbetonoberfläche mit dem Partikelstrahlgerät schonend wieder reduziert.

neu mit Übermaß vorbetoniert. Unter Denkmalschutz stehende Architektur und Kunstwerke aus Beton werden immer zahlreicher. Die Notwendigkeit eines sorgsam, erhaltenden Umgangs mit diesen Objekten wird erst durch das Erkennen des Unikats und der Repräsentation seiner Entstehungszeit erkannt. Die Villa Wagner hat den größten Teil ihrer Originalsubstanz gerade noch erhalten können und durch die sorgfältige Restaurierung ihr ursprüngliches Erscheinungsbild zurückerlangt. Das Gebäude, die restauratorischen Herausforderungen und die täglichen Arbeitswege mit dem Schiff über den Bodensee werden in bester Erinnerung bleiben.

Literatur

Andreas Gerdes: Die Betonsäule „éléments interchangeable“ (1961) von Hans Arp. Prävention am Bau – Methoden und Ergebnisse, in: Natursteinsanierung Stuttgart 2011. Tagungsband. Stuttgart 2011.

Tobias Hotz: Die Betonsäule „éléments interchangeable“ (1961) von Hans Arp. Einführung – Problemstellung – Restaurierung, in: Natursteinsanierung Stuttgart 2011. Tagungsband. Stuttgart 2011.

Uta Hassler (Hrsg.): Was der Architekt vom Stahlbeton wissen sollte. Institut für Denkmalpflege und Bau-forschung IDB. ETH Zürich 2010.

Martin Peck et. al.: Stahlbetonoberflächen. Schützen, erhalten, instandsetzen. Beton Marketing Deutschland GmbH (Hrsg.). Düsseldorf 2008.

Tobias Hotz

TH-Conservations

Dipl. Konservator/Restaurator FH/SKR,

Steinbildhauermeister

Kleiberstrasse 2

CH-8570 Weinfelden



Im Kilsheimer Templerhaus wird jetzt geschmökert

Die aufwendige Restaurierung ist abgeschlossen

*Kilsheim hat eine neue Attraktion: ein nicht nur durch seine kräftige Farb-
keit von seiner Umgebung abstechendes Gebäude. Es handelt sich um
das so genannte Templerhaus, das eine ungewöhnliche Baugeschichte hat.
Dank seines bauhistorischen Werts, den Voruntersuchungen vertieft dar-
legten, übernahm schließlich die Stadtverwaltung das Haus. Das Templerhaus
wurde infolge restauriert und bis Ende 2010 zu einer Stadtbücherei um-
gebaut. Während der Bauarbeiten kamen interessante Befunde und Funde
zutage, die im Folgenden auch dargestellt werden sollen.*

Judith Breuer

Das so genannte Templerhaus steht am Stadtrand von Kilsheim, nahe der hier erhaltenen Stadtmauer, an der Hauptstraße genannten ehemaligen Durchgangsstraße nach Tauberbischofsheim. Der Bau unterscheidet sich von anderen Altbauten Kilsheims durch seine wehrhaft wirkenden, aus Bruchsteinen erstellten zweischaligen Umfassungsmauern.

Bedeutung des Namens Templerhaus und Denkmalwert

Der Name Templerhaus taucht erstmals schriftlich in der Publikation „Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Wertheim“ von 1896 auf. Dort schreibt Adolf von Oechelhaeuser: „Nr. 219 gilt als altes Templerhaus. Schönes, kleines gotisches Doppelfenster mit der Jahreszahl 1590, sonst schmucklos.“ Wie das Gebäude zu seinem Namen kam, ist unklar. Der Orden der Templer war ein geistlicher Ritterorden, der sich den Schutz der heiligen Stätten und der Pilger in Palästina zur Aufgabe gemacht hatte und schon 1312 aufgehoben worden war. Auch ist von einer Templerniederlassung in Kilsheim oder im Umland nichts überliefert.

Um 1930 wurde das Gebäude wegen seiner baulichen Besonderheit in das badische Verzeichnis der Baudenkmale eingetragen. Es gilt als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung.

Durch intensive Voruntersuchungen seit Ende der 1990er Jahre wissen wir heute mehr über die Baugeschichte des Hauses. Dazu verholten haben uns eine von der Denkmalpflege schon 1999 beauftragte bauhistorische Untersuchung mit dendrochronologischer Datierung des hölzernen Gefü-

ges, die detaillierte Bauaufnahme im Vorfeld der Planung, die Untersuchung des Traggefüges, des Baugrunds und die restauratorischen Untersuchungen der Oberflächen von Putz und hölzernem Ausbau.



1 Das Templerhaus
um 1900.

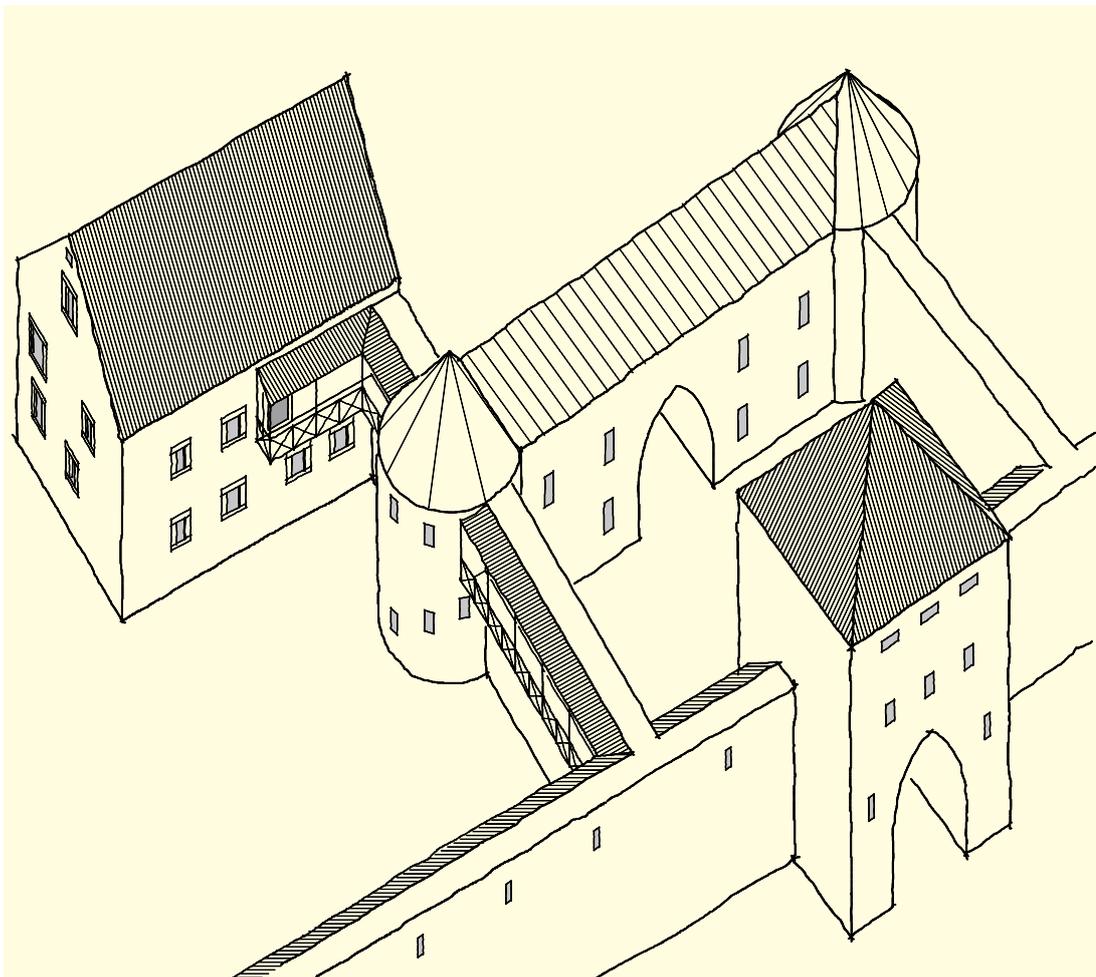
Alter und Funktion des Steinbaus

Bei der bauhistorischen Untersuchung von 1999 wurde das Steinhaus anhand typologischer Vergleiche in die Zeit zwischen 1350 und 1400 datiert. Aus dieser Entstehungszeit stammen auch die aus rotem Sandstein gearbeiteten gefasten Fenstergewände, die nur im Erdgeschoss später überformt wurden.

Das so genannte Templerhaus hatte ursprünglich steilere Giebel. Auch lag das Bodenniveau im Erdgeschoss tiefer, was das unter den Sandsteinplatten des 18. Jahrhunderts zutage getretene in Lehm verlegte Pflaster belegt. Im Mittelalter hatte der Bau zudem seinen Zugang an der stadtmauerabgewandten Traufseite (Abb. 4). Dort, in der Südwestecke des Hauses, ist auch die erste Treppe, vielleicht eine Wendeltreppe, zu vermuten, die von der südlichen Giebelseite über die dicht übereinander sitzenden Fensteröffnungen belichtet worden sein dürfte (Abb. 11). Das Innere des Ursprungsbaus dürfte hallenartige Räume aufgewiesen haben. Zudem zeichnete sich das Haus schon von Anbeginn durch einen Kamin aus, der anspruchsvoll aus Werksteinen gemauert war. Dieser war, wie Gewändereste im Treppenraum zeigen, ebenfalls an der stadtmauerabgewandten Traufseite angeordnet und übergriff Erd- und



2 Das Templerhaus von der Hauptstraße aus gesehen, nach der Restaurierung im Herbst 2010.



3 Rekonstruktionszeichnung von Templerhaus und Obertor im Mittelalter, 2008, Büro Dreikant, Würzburg.

4 Erdgeschossgrundriss mit Baualterskartierung des Büros Dreikant, 2011.



Obergeschoss (Abb. 5). Sein Austritt innerhalb des zweischaligen Mauerwerks ist im Dach bis heute sichtbar. Solch ein Kamin weist darauf hin, dass Eigentümer und Bewohner von vornehmer Stand waren.

Külshelm erhielt 1292 Stadtrecht und wurde in diesem Zuge befestigt. Das Templerhaus wird mit dem weiteren Ausbau der Stadtbefestigung entstanden sein, denn es war mit Oberem Tor und Stadtmauer verbunden (Abb. 3). Konsolsteine an der Hofseite unterhalb einer im Obergeschoss heute als bodentiefe Fenster reaktivierten ehemaligen Türöffnung deuten auf die frühere Existenz eines hölzernen Laufgangs hin, der zur angrenzenden Stadtmauer und zum Stadttor führte. Von dem 1890 abgebrochenen Stadttor haben

sich Fundamentreste im Nachbarhaus Hauptstraße 68 erhalten. Zu den Aufgaben der Bewohner des Templerhauses gehörte also ursprünglich die Bewachung und Verteidigung der Stadt.

Vom Wehrbau zum Wohnhaus

Zwischen 1590 und 1594 erfuhr das Haus einen größeren Umbau. Es wurde vom Wehr- zum Wohnbau umgestaltet. Das gesamte innere hölzerne Tragwerk, das dendrochronologisch auf 1593 datiert ist, stammt aus dieser Bauphase. Die Dachkonstruktion wurde aus älterem Eichenholz mit Blattsassen in Zweitverwendung als stehende Konstruktion mit sowohl verblatteten als auch verzapften Verbindungen aufgeschlagen (Abb. 9).

Den mittelalterlichen Kamin schlug man bei diesem Ausbau ersatzlos ab. Die Rußschwärzung der Dachkonstruktion weist darauf hin, dass das Haus dann jahrzehntlang eine Feuerstelle mit offenem Rauchabzug hatte. Schon einige Jahrzehnte vorher war der Gewölbekeller unter dem Südteil des Gebäudes geschaffen und der Hauseingang zur Straßenseite verlegt worden. Den Hof öffnete man im Zuge des Umbaus um 1590 zur Straße, indem man die Mauer durch einen Torbogen ersetzte. Damals entstanden auch die beiden dekorativ profilierten Fenstergewände im südöstlichen Erdgeschoss, die im Sturz die Jahreszahl „1590“ tragen.

Die Wohnräume des Hauses wurden damals anspruchsvoll ausgemalt. Das Sichtfachwerk der Räume im Obergeschoss wurde grau und rot bemalt. Umfangreiche Reste dieser Bemalung sind erhalten geblieben. Sogar das Vollendungsjahr dieser Malerei ist dokumentiert. Eine im Roten Raum bei einer Sondage 2006 durch den Restaurator entdeckte Aufschrift, die auch das Christusmonogramm „IHS“ zeigt, nennt das Jahr „1594“ (Abb. 6; 7).

Eigentümer des Hauses war um 1590 offensichtlich ein frommer Bauherr oder eine kirchliche Institution. Ein konkreter Hinweis auf die Bauherrschaft ergab sich 2006, als bei Überprüfung der Fundamente im Füllmaterial des nordöstlichen Eckraums Scherben von Ofenkacheln zutage kamen. Auf einer Scherbe findet sich neben der Darstellung eines Kirchturms die Aufschrift „MAITZ“ (Abb. 8). Der Mainzer Erzbischof ist 1225 erstmals urkundlich als Eigentümer von Kulsheim genannt. Es ist also anzunehmen, dass schon der Ursprungsbau des Templerhauses vom Mainzer Erzstift errichtet wurde. Die Ofenkacheln stammen aufgrund ihrer stilistischen Charakteristika und der Haartracht, genauer Perücke einer Person aus dem 17. Jahrhundert. Damals also war das Mainzer Erzstift noch Eigentümer des Hauses.



Gasthaus im 18. Jahrhundert

Um 1745 erfolgte dann ein Umbau des Erdgeschosses. Der Hauseingang wurde an die heutige Stelle, an die Traufseite zum Hof verlegt. Eine Feuerstelle, entweder offen oder mit Ofen, richtete man damals im südwestlichen Erdgeschossraum ein. Aus dieser Zeit stammen auch die barocken Stuckdecken und Brüstungsvertäfelungen samt Wandschrank im Erdgeschoss. Der Kellervorbau mit Torbogen, der im Scheitel die Jahreszahl 1746 trägt, wurde bald darauf dem älteren Keller vorgebaut. Die Bauforscher äußerten die Vermutung, dass das Erdgeschoss, damals als Schankstube, also als Gaststätte, diente (Abb. 10). Spätestens seit dem 19. Jahrhundert gehörte das Haus zu einem bäuerlichen Anwesen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde das barock profilierte sandsteinerne Türgewände zur Hofseite, das noch auf einem historischen Foto zu sehen ist, leider durch eine Betonwerksteinzarge ersetzt.

5 Der Treppenraum im Obergeschoss gegen die Traufseite nach der Restaurierung mit Rest des mittelalterlichen Kamingewändes.



6 Rotes Zimmer im Obergeschoss nach der Restaurierung, Ende 2010.

7 Fenstergewände im Roten Zimmer mit Aufschrift der Jahreszahl 1594, entdeckt 2006. Zustand nach Reinigung und Retusche Ende 2010.



Instandsetzung und Umbau seit 2005

Nach langem Leerstand kaufte 2002 schließlich die Stadtverwaltung auf Initiative von Bürgermeister Günther Kuhn und des damaligen Stadtbaumeisters Roland Reichel das Gebäude. Damit blieben dem Haus die kurz zuvor noch angedachten Eingriffe erspart, die ein Umbau zur Erweiterung des angrenzenden Schuhgeschäfts mit sich gebracht hätte. Weil der Gemeinde die Finanzierung aufgrund ihrer beschränkten Mittel Schwierigkeiten bereitete, kamen Planungs- und Bauarbeiten nur langsam voran. 2005 begannen die eigentlichen Bauarbeiten. Die zum Teil gerissenen zweischaligen Umfassungswände wurden bereichsweise durch Verpressung stabilisiert. Die Dachkonstruktion wurde zimmermannsmäßig – ohne Ausbau – repariert (Abb. 11). Zusätzlich hängte man die Querbundwände des Obergeschosses an filigrane stählerne Sprengwerke an und ertüchtigte damit das Gefüge. Auf den Dachflächen des Hauses sind nun – nach Handverlesung – wieder die intakten handgestrichenen Biberschwanzziegel verlegt, ergänzt durch Altziegel von Abbruchbauten aus dem Umfeld. Damit ist die dem Alter des Hauses angemessene Dachdeckung in Substanz und Erscheinungsbild tradiert.

Zum Tag des Offenen Denkmals am 10. September 2006 stellte die Stadtverwaltung das Haus erstmals der Öffentlichkeit vor. Auf Tafeln wurden den Besuchern die Baugeschichte des Hauses und das Projekt erläutert. Etwa 2000 Menschen besuchten die Baustelle. Artikel in der regionalen Presse wür-

digten anschließend das Ereignis und das Projekt, das sich mittlerweile auf die Einrichtung einer Stadtbücherei konkretisiert hatte.

Zum Herbst 2007 waren die befundträchtigen Altputzreste an der Fassade des Hauses restauratorisch gesichert. Bei der Entscheidung über die Fassadenfarbgebung standen mehrere Fassungen zur Auswahl, außer der farbenfrohen Farbfassung von 1590, unter anderem eine für das 17. Jahrhundert befundete blaugraue Putzfarbe mit roten Gewänden und eine für das 18. Jahrhundert nachgewiesener ockerfarbener Putzanstrich mit Gewänden in dunklem Ocker. Stadt und Denkmalpflege entschieden sich für die Rekonstruktion der farbkraftigen Fassung aus der Zeit um 1590, weil das Erscheinungsbild des Hauses wesentlich von dieser Zeit geprägt ist und auch weil sie am umfangreichsten bis einschließlich im Traufbereich überliefert war. Für den rotockerfarbenen Putzanstrich, im Herbst 2007 aufgebracht, wählte man Kalkfarbe, die in Freskotechnik auf den Kalkputz aufgebracht wurde. Die Rotfassung der Gewände erfolgte in einer Kalkkasein-Technologie.

Im Laufe des Jahres 2009 wurden die Räume im Erdgeschoss in ihrem Erscheinungsbild des 18. Jahrhunderts mit verputzten Wänden, Stuckdecken und farbig gefassten Brüstungsvertäfelungen restauriert und farblich rekonstruiert (Abb. 10). Auf eine Befreiung der Stuckprofile von jüngeren Anstrichen wurde aus Kostengründen verzichtet. Wände und Decken erhielten vielmehr eine Kalkglätte und einen Leimfarbenanstrich. Kleine Felder mit Primärbefunden wurden zur Dokumentation und Veranschaulichung stehen gelassen. Bei den Vertäfelungen im ehemaligen Schankraum entschied sich die Bauherrin Stadt gegen die umbräufene Erstfassung und für die Rekonstruktion der barocken Zweitfassung mit rot-grauer Marmorierung.

Im Obergeschoss reinigten Handwerker und Restaurator die farbigen Sichtfachwerkkfassungen aus dem Jahre 1594 samt der Begrenzungs- und Begleitstriche an Decken und Wänden. Die Fachwerkwände im Treppenraum und in den Grauen Zimmern erhielten zum Schutz eine Makulatur, auf die die farbige Wandfassung rekonstruierend aufgemalt wurde. Die gut und umfassend erhaltene Fassung des Roten Zimmers wurde nur gereinigt und retuschiert. Dieses Zimmer bietet als Besonderheiten neben einer farbig abgesetzten Nische auch die im Zuge der restauratorischen Nachbefundung 2006 entdeckte Bauaufschrift auf der Fensterlaibung mit der Jahreszahl 1594 und eine bei der Reinigung der Wand 2009 ebenfalls durch den Restaurator entdeckte Zeichnung einer männlichen Gestalt, die die für das 16. Jahrhundert typische Pluderhose und das enge Wams trägt (Abb. 6). Vielleicht handelt es sich bei dieser Dar-



8 Ofenkachel mit Aufschrift MAITZ, entdeckt 2006 bei einer Schürfung im Erdgeschoss.



9 Dachraum nach Instandsetzung und Ertüchtigung der Dachkonstruktion, Ende 2010.

stellung auch um die Karikatur des Bauherrn, eines Mainzer Amtmanns, der, nachdem das Erzstift den Kilsheimern wegen Parteinahme für die aufständischen Bauern die Stadtverfassung entzogen hatte, im Ort nicht besonders beliebt gewesen sein dürfte.

Im Laufe des Jahres 2010 wurden endlich die Bücherregale eingebaut und der Umzug bewältigt. Im Dezember 2010 wurde dann die Stadtbücherei feierlich eröffnet. Die im Schutt des Erdgeschossbodens entdeckten Scherben der Ofenkacheln sollen demnächst auch noch in einer Vitrine im Erdgeschoss ausgestellt werden.

Ergebnis

Bei den begleitenden Untersuchungen wurden weitere Erkenntnisse über die Baugeschichte des Hauses gewonnen sowie künstlerisch wertvolle Ausmalung und Ausstattung entdeckt, die für die Haus- und die Stadtgeschichte von Bedeutung sind. Mit der Restaurierung des Hauses und seiner öffentlichen Nutzbarmachung ist der älteste Profanbau Kilsheims mit all seinen bauhistorisch interessanten Details nicht nur bewahrt und dabei denkmalgerecht aufbereitet, sondern auch für eine kulturell anspruchsvolle Öffentlichkeit nutzbar gemacht worden. Mit der Restaurierung des Gebäudes, die von Land und Deutscher Stiftung Denkmalschutz mit nicht unerheblichen Zuschüssen gefördert wurde, ist nicht nur ein Einzeldenkmal erhalten und aufgewertet worden, sondern hat auch die Altstadt eine weitere Attraktion für ihre Bewohner und Besucher gewonnen.

Praktischer Hinweis

Die Stadtbücherei ist Montag von 16–18 Uhr und Donnerstag von 9–10 und 18–19 Uhr geöffnet.

Quellen und Literatur

Michael Bronold: Begleitender Restaurierungsbericht, Manuskript Lauda-Gerlachsheim 2008.

Architekturbüro Dreikant, Bericht über baubegleitende Befunde 2006–2007 Hauptstraße 66 Kilsheim, Würzburg 2008.

Michael Bronold: Befunduntersuchung der gefundenen Ofenkacheln im Gebäude Hauptstr. 66 in Kilsheim, Manuskript Lauda-Gerlachsheim 2006.

10 Der barocke mutmaßliche Schankraum im Erdgeschoss nach Umbau und Restaurierung, Herbst 2010.



11 Hofansicht des Templerhauses mit den mutmaßlichen ursprünglichen Treppenhausfenstern am Rande der Giebelseite, mit Kellerhals von 1747 und moderner Tüorzarge, Herbst 2010.



Norbert Eckert: Kilsheim, Templerhaus, Voruntersuchungsbericht, Manuskript Bad Mergentheim 2000. Büro SBW (Michael Weihs u. Christian Schaetz): Bauhistorische Dokumentation, Manuskript Altenriet u. a. O. 1999.

Elmar Weiss/Irmtraut Edelmann/Helmuth Lauf: Geschichte der Brunnenstadt Kilsheim, Kilsheim 1992, Bd. 1, S. 72, 96, 293.

Adolf von Oechelhaeuser: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Wertheim, Freiburg 1896, S. 134, 145 f.

Glossar

Blattsassen

Teil einer mittelalterlichen Holzverbindung, und zwar die Vertiefung für das Blatt genannte abgeflachte Ende des eingesetzten Balkens.

Fase, abfasen

Die Fase ist eine von vierkantigem Material schräg abgekantete Seite.

Kalkkasein

Traditionelle Farzubereitung v. a. in Räumen. Kasein ist Milcheiweiß und wird als Pulver in einer sanften Lauge, etwa Sumpfkalk, als Kalkkasein aufgeschlossen.

Makulatur

Dünne Papierauflagen, die einen gleichmäßig neutralen Untergrund schaffen.

Querbundwand

Die Einheit von Ständern, Aussteifungshölzern, dem oben abgrenzenden Rähm und der unten abgrenzenden Schwelle heißt „Bund“ (auch „Binder“). Die Wand, die aus einem solchen Bund entsteht, heißt „Bundwand“. Als Querbundwand steht sie quer zur Längsachse.

Sprengwerk

Konstruktion zur Aufnahme großer Lasten oder Überbrückung größerer Spannweiten. Dabei unterstützen Streben einen tragenden Balken.

Verzapfung

Wie die Verblattung eine Stabilisierungs- oder Aussteifungsverbindung im Zimmermannsbau. In den Schlitz des einen Holzes wird der Zapfen, also das eingezogene Ende des anderen Holzes, eingefügt.

Dr. Judith Breuer

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Ein ehemaliges Patrizierhaus ist nun Stadtmuseum von Künzelsau Zur Restaurierung und Modernisierung des Gebäudes Schnurgasse 10

Nach langem Leerstand konnte das erkergeschmückte Eckhaus Schnurgasse 10 im letzten Jahr einer öffentlichen Nutzung als Stadtmuseum zugeführt werden. Dabei wurde das Haus äußerst schonend für Substanz und Erscheinungsbild instand gesetzt. Mit seinem restaurierten Innenausbau veranschaulicht das Haus den Museumsbesuchern nicht nur seine eigene Baugeschichte, sondern dokumentiert auch einen Teil der Künzelsauer Stadtgeschichte.

Judith Breuer

Das Haus Schnurgasse 10 steht in der Altstadt von Künzelsau, in Straßenbild prägender Situation an der Kreuzung von Schnur- und Scharfengasse. Wie die Erker verraten, wurde es von einer vornehmen Person erbaut. Das genaue Baudatum ist durch die Inschrift im Rundbogengewände des Hauseingangs überliefert: „1614“ (Abb. 2). Daneben sind die Anfangsbuchstaben „A“ und „F“ eines Namens eingraviert. Sie verweisen auf den Bauherrn. Dieser war – wie archivalisch überliefert ist – der würzburgische Schultheiß Andreas Fugmann. Der Marktort Künzelsau hatte damals mehrere Ortsherren, die so genannten Ganerben. Zu den Ortsherren gehörte seit 1499 auch das Fürstbistum Würzburg, das Fugmann als Statthalter vertrat.

Charakteristika des Hauses

Als Denkmal aufgeführt wird das Haus aufgrund seiner besonderen Merkmale erstmals 1962 in der Publikation „Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau“. Erwähnt sind darin seine drei Erker. Erker, die zugleich als Auslug dienen, sind Stilelemente der Architektur im Zeitalter der Renaissance. Diese verweisen auf die Sonderstellung seines Bauherrn. Sie bleiben in der Region den Häusern der Oberschicht vorbehalten und sind entsprechend selten. Vergleichbare Erker weist in Künzelsau nur noch ein zeitgleiches Patrizierhaus auf, das so genannte Comburger Amtshaus an der Einmündung der Scharfengasse in die Hauptstraße.

Das ehemalige Patrizierhaus, in dem Fugmann wahrscheinlich bis zu seinem Tod 1645 lebte, weist zwei verputzte Fachwerkobergeschosse und ein massives Erdgeschoss mit sorgfältig profilierten



1 Ansicht des Patrizierhauses nach Instandsetzung und Umwidmung zum Stadtmuseum 2010.



2 Hauseingang zur Scharfengasse mit Bau datum nach der Restaurierung 2010.

Werksteingewänden und die erwähnten Erker über Steinkonsolen auf. Erschlossen werden die Stockwerke von der Scharfengasse durch das steinerne Rundbogenportal mit der erwähnten Jahreszahl, in dem sich ein dekoratives barockes Türblatt erhalten hat (Abb. 2). Über eine hölzerne Staketentreppe aus der Zeit um 1900 erreicht man die ehemaligen Wohngeschosse. Dort haben sich gestemmte Türblätter, eine Holzvertäfelung und ein Kreuzstock-Fenster, Ausbauten aus der Barockzeit und aus dem 19. Jahrhundert, erhalten (Abb. 6). Der Dachraum ist durch eine Blockstufentreppe erschlossen, deren Treppenloch eine barocke Brettalusterbrüstung umschließt. Die Dachkonstruktion selbst besteht aus einem dreijochigen Gefüge mit liegenden Bündeln und ist weitgehend ungestört überliefert (Abb. 7).

3 Schnurgasse in Künzelsau im Jahre 1935 mit dem Haus Wüst, dem vormaligen Patrizierhaus, zur Rechten.

Die barocken Ausbauten stammen aus der Zeit, als das Haus Johann Marx Donner, einem hohenlohischen Amtmann, gehörte. Er kaufte das Haus – wie archivalisch belegt – im Jahre 1702. Der neue Hauseigentümer Donner war also wieder ein Ver-



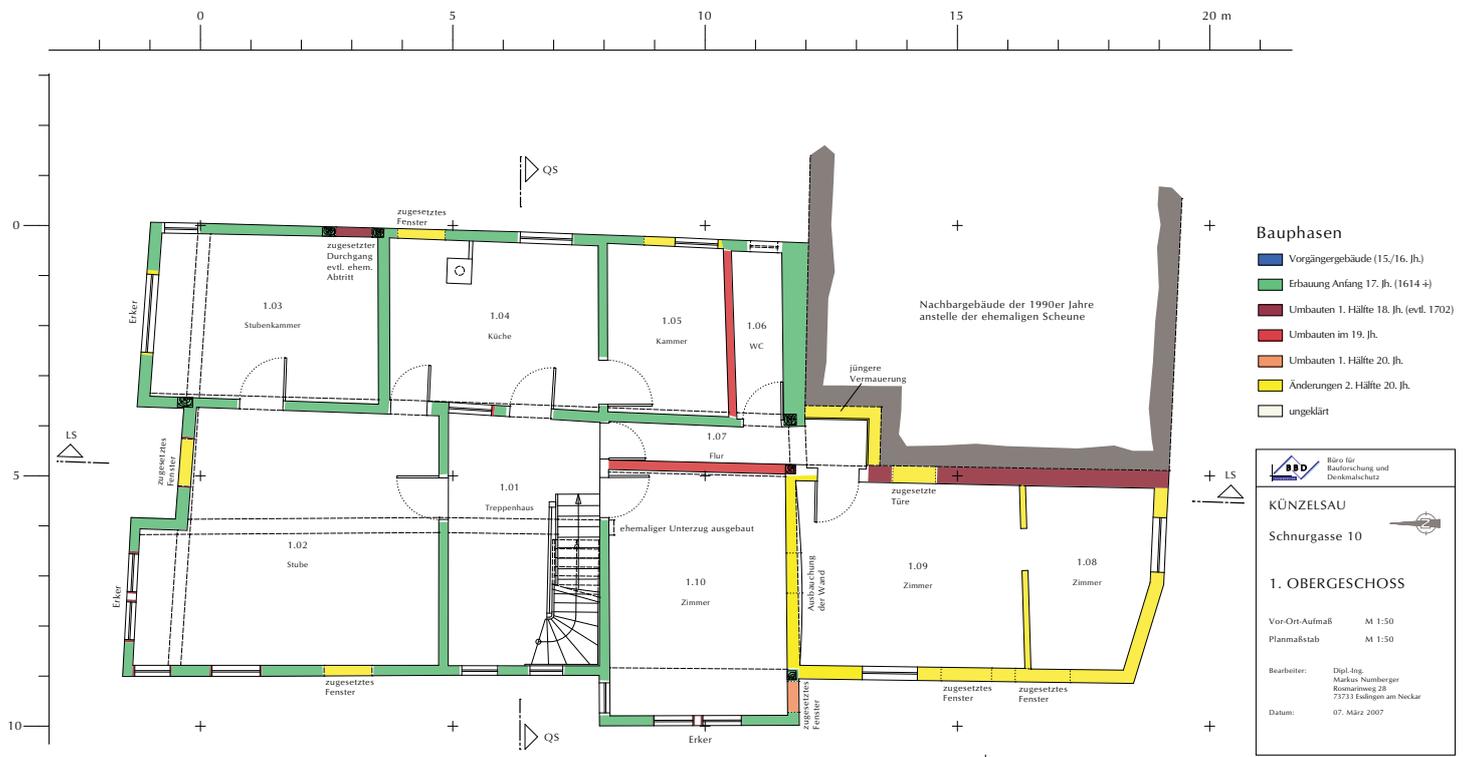
waltungsbeamter, diesmal der Grafschaft Hohenlohe, die seit 1676 mit dem Bau ihres Schlosses in Künzelsau der mächtigste der ortsbeherrschenden Ganerben war.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte das Haus Bäckern, seit 1909 der Familie Karl Wüst, die darin ebenfalls eine Bäckerei betrieb. Nach langem Leerstand hat die Stadt das Haus 2006 gekauft, um es als städtisches Museum herzurichten. Besonders ansehnlich war das Haus damals nicht, unter anderem wegen der ungeteilten Fenster aus den 1960er Jahren, seinem verschmutzten und nicht altbaugerecht gestrichenen Fassadenputz sowie der schadhafte Werksteingliederungen infolge eines nicht wasserdampfdurchlässigen Anstrichs (Abb. 5).

Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte

Zur Vorbereitung des Umbaus wurden auf Anregung der Denkmalpflege Bauuntersuchungen vorgenommen. Ergebnis waren eine Bauaufnahme mit Baualterskartierung und ein Bericht über die restauratorische Untersuchung der Räume und Fassaden. Die bauhistorische Untersuchung, in die die Recherchen des Stadtarchivs einfließen, erbrachte, dass der Baukörper bis zur Traufe und die Grundrisse des ersten und zweiten Obergeschosses überwiegend aus dem 17. Jahrhundert stammen und weitgehend ungestört überliefert sind. Charakteristisch ist, dass beide Ebenen je eine Wohnung bargen mit großer Eckstube im Südosten und drei weiteren Wohnräumen sowie der Küche in der Mittelzone (Abb. 4).

Die gesamte Dachkonstruktion erwies sich bei der Untersuchung als etwas jünger als die Voll-



geschoße. Das Mansarddach wurde im frühen 18. Jahrhundert, bald nach 1702, im Auftrag des damaligen Eigentümers Donner aufgebracht. Außerdem entstand damals im Südosten eine Scheune, die das Eckhaus Donner zu einer L-förmigen Anlage ergänzte, aber 1990 für ein Wohngebäude abgebrochen wurde.

Die restauratorische Untersuchung belegt mehrere Farbfassungen: für die Zeit der Erbauung durch Schultheiß Fugmann ein oxidrotes Sichtfachwerk an Fassaden und Innenwänden, für die Mitte des 17. Jahrhunderts ein gelb gestrichenes Sichtfachwerk, für das ausgehende 17. Jahrhundert ein weißes Sichtfachwerk. Nachdem Amtmann Donner das Haus 1702 gekauft hatte, erfolgte – wie auch durch die restauratorische Untersuchung bestätigt – ein gründlicher Umbau. Es wurde nicht nur das zeittypische Mansarddach aufgebracht, sondern man vergrößerte auch die Fenster durch Entfernen der Sturzriegel nach oben. Zugleich erhielten die Fassaden – der Ästhetik des 18. Jahrhunderts entsprechend – einen flächig deckenden Verputz. Weitere Farbfassungen für die folgenden Jahrzehnte konnten restauratorisch nachgewiesen werden, so für das 19. Jahrhundert eine Fassung mit oxidroten Werksteingliederungen.

Ziel der Untersuchungen war es, die erhaltenswürdige Substanz und Struktur zu ermitteln, um die erforderlichen Veränderungen auf weniger denkmalrelevante Strukturen aus den beiden letzten Jahrhunderten zu beschränken. Nach Auswertung dieser Dokumentationen entwickelten Planer und Nutzer in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege ein struktur- und substanzschonendes Umbaukonzept. Auf verändernde Eingriffe in die Grundrisse wurde verzichtet. Zur barrierefreien Erschließung der Obergeschoße und als separater Zugang zum Dachgeschoß kam im Südwesten ein funktionaler Bauteil mit einer weiteren Treppe und einem Aufzug dazu, der nicht in das Dach eingreift und damit Substanz und Erscheinungsbild des Patrizierhauses schont.

4 Grundriss vom 1. Obergeschoss mit Baualterskartierung, 2007, Markus Neumberger, Esslingen.



5 Das Haus Wüst vor der Instandsetzung 2007.



6 Museumsraum im Obergeschoss nach der Restaurierung 2010.

Baumaßnahmen

Im März 2009 begann der Umbau zum städtischen Museum. Die Dachkonstruktion wurde zimmermannsmäßig instand gesetzt. Durch Feuchtigkeit geschädigte Schwellen und Aufschieblinge wurden erneuert. Die schädigenden Anstriche auf den Steingewänden beizte man ab, Fehl- und Schadstellen schloss man mit Vierungen aus gleichem Sandsteinmaterial. Der Fassadenputz aus den 1950er Jahren war intakt, wurde daher belassen und überarbeitet. Beibehalten wurden auch die Treppe und der erhaltenswerte Ausbau aus der Zeit des 18. Jahrhunderts bis um 1900. Das Mansardgeschoss wurde zwar zu einer Wohnung ausgebaut, dabei aber seine Großräumigkeit anschaulich bewahrt und das Dachwerk samt Sparren innen sichtbar gelassen. Allerdings wurden die Blockstufentreppe und die Brettbalusterbrüstung ein Stockwerk höher wieder im Dachraum eingebaut (Abb. 7), um Museumsräume und Dachraum separat nutzen zu können.

Der Gewölbekeller, über dem ehemals die Scheune stand, wurde erhalten, vom neuen Anbau erschlossen, aber nicht zu einem Aufenthaltsraum umgenutzt. So konnten die aus baurechtlichen Gründen erforderlichen Eingriffe für einen zweiten Fluchtweg unterbleiben.

Auf Dämmmaßnahmen an der Fassade des Hauses wurde gänzlich verzichtet, weil die Gliederungen in diesem Fall hätten zurücktreten oder hinter einer Aufdoppelung verschwinden müssen. Auch Baukörper und Erker hätten in diesem Fall ihre Proportionen verloren. Allerdings wurde der Energieeinsparverordnung durch eine deutliche energetische Verbesserung genüge getan. Diese ist erreicht mittels einer Aufsparrendämmung, der Dämmung des Erdgeschossbodens, durch den Einbau von Isolierglasfenstern sowie einer Zentralheizung.

7 Dachraum nach Instandsetzung und Ausbau 2010.

Rekonstruktion der barocken Fassadenfarbgebung

Beim Anstrich der Fassade einigten sich alle Beteiligten auf die Fassung des Hauses zur Zeit des Amtmanns Donner im 18. Jahrhundert. Weil das denkmalprägende Erscheinungsbild nicht nur auf das 17. Jahrhundert, sondern mit seinen Fensteröffnungen und dem Mansarddach auf die Zeit Donners zurückgeht, hielt man an der seitdem bestehenden Putzfassade fest. Gestrichen wurde diese dann in den für diese Zeit restauratorisch nachgewiesenen Farbtönen, dabei in einer denkmalgerechten mineralischen Farbtechnologie. Der Putz erhielt einen sandfarbenen und die Gliederungen einen dem Farbton des Schilfsandsteins nahe kommenden Anstrich, wobei die Gliederungen zusätzlich noch – auch nach Befund – durch einen schwarzen Begleitstrich abgesetzt wurden.

Ergebnis

Im Juli 2010 konnte schließlich das neue Stadtmuseum Künzelsau im ehemaligen Patrizierhaus eröffnet werden. Nach verschiedenen Stationen in Künzelsau dürfte das Museum nun eine langfristige Heimstatt gefunden haben. Das Haus selbst ist dabei wichtigstes Exponat der Ausstellung. Mit der Restaurierung des Gebäudes, die aus Mitteln der Landesdenkmalpflege und aus dem Programm „Investitionspakt energetische Modernisierung sozialer Infrastruktur“ gefördert wurde, ist nicht nur ein Einzeldenkmal erhalten und aufgewertet worden, sondern hat auch die Altstadt eine weitere Attraktion für ihre Bewohner und Besucher gewonnen.



Literatur und Quellen

Stefan Kraut: Belebte Zimmer. Eine Dokumentation über das Anne-Sophie-Haus und den Würzburger Bau in Künzelsau, Künzelsau 2006, S. 8, 116 u. 118.

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau von Georg Himmelheber, hrsg. vom Staatlichen Amt für Denkmalpflege, Stuttgart 1962, S. 59.

Praktischer Hinweis

Stadtmuseum Künzelsau

Schnurgasse 10

74653 Künzelsau

Telefon 07940/129117

Öffnungszeiten: Mittwoch bis Sonntag 11–17 Uhr.
Der Eintritt ist frei. Kostenlose Führungen sind jederzeit nach Vereinbarung möglich.

Glossar

Aufdoppelung

Meist bei Haustüren zu Schmuck-, Dämm- und Restaurierungszwecken auf das Türblatt gesetzte, zusätzliche (aufgedoppelte) (Holz-)Schicht, auch „Beplankung“.

Aufschiebling

Auf den unteren Teil des Dachsparrens aufgesetzter kurzer Balken, der eine geringere Neigung des Daches im Traufbereich bedingt.

Blockstufentreppe

Hölzerne, meist wangenlose Treppe mit aus Vollholz gearbeiteten Trittstufen.

Brettbaluster

Baluster sind Stützglieder von Brüstungen oder Geländern. Gegenüber runden, ovalen oder polygonalen Exemplaren stellen die Brettbaluster flache, brettartige Versionen dar.

Gefüge

„Gefüge“ heißt eine konstruktive Einheit im Zimmermannsbau.

Ganerbe

Eine Art Erbengemeinschaft, meist adliger Herkunft, zum Zweck, ein Anwesen oder eine Siedlung ungeteilt zu erhalten.

Kreuzstock

Fenstergrundform, bei der das querliegende Kämpferholz mit dem senkrechten Pfosten zum Kreuz verbunden ist.

Liegender Bund

Ein liegender Bund wird von schräg angeordneten Balken gestützt, im Unterschied zum stehenden mit Ständern.

Staketentreppe

Hinter Stakete steckt „Stake“ und „Stecken“, also ein länglicher, meist runder Stab. Die Geländerstäbe an den Treppen nennt man deshalb auch Staketen.

Steingewände

Steinerne Fensteröffnungsrahmung.

Sturzriegel

Horizontales Holz über einer Fenster- oder Türöffnung.

Verblattung

Mittelalterliche Balkenverbindung. In die Vertiefung des einen Balkens wird das abgeflachte Ende, genannt Blatt, des anderen eingefügt.

Vierung

In der Steinmetzkunst der steinerne Ersatz für Fehlstellen.

Dr. Judith Breuer

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege

Denkmalporträt



Der Westwall in Baden-Württemberg (2) Der Ettlenger Riegel

Bei den Hinterlassenschaften des „Westwalls“, gemeint sind die Westbefestigungen der Nazi-Zeit, handelt es sich um ein Kulturdenkmal (vgl. Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 39/4, 2010, S. 247–252). Der „Ettlenger Riegel“ wurde im Frühjahr 1936 als eine der ersten grenznahen Stellungen begonnen. Seine Aufgabe war die Sperrung des Rheintals gegen südlich von Karlsruhe über den Rhein setzende Truppen. Unmittelbar nach der Wiederbesetzung des Rheinlandes im März 1936 wurde mit dem Bau begonnen, ein Verstoß gegen den Versailler Vertrag von 1919, der militärische Befestigungen bis 50 km östlich des Rheins verboten hatte. Es handelte sich um einen klaren Verstoß gegen das Völkerrecht und wurde zu einem politisch höchst riskanten Projekt, das deshalb in der Propaganda nicht dargestellt wurde, im Gegensatz zu späteren Projekten. Erst mit dem im Mai 1938 unter großem Getöse begonnenen „Limesbauprogramm“ wurden die „Westbefestigungen“ als unüberwindlicher „Friedenswall“ dargestellt. Kampfhandlungen fanden am „Ettlenger Riegel“ erst im April 1945 statt, als sich französische Truppen von Norden – also von der Rückseite her – näherten. Sein militärischer Wert war damals praktisch bedeutungslos, jedoch hat besonders der Ort Mörsch sehr unter den Kämpfen gelitten.

Nach dem Krieg sprengten die Alliierten fast alle Bunker der Stellung.

Die beabsichtigte Sperrwirkung gegen die Infanterie beruhte auf Maschinengewehren in Betonbunkern und auf Stacheldrahthindernissen. Zudem gab es „Kampfwagenhindernisse“ gegen gepanzerte Fahrzeuge, worunter man sich 1936 noch nicht zwangsläufig schwere Panzer vorstellte. Der Namenszusatz „Riegel“ leitet sich ab von seiner Funktion als so genannte Riegelstellung zur Verhinderung von Bewegungen hinter der dem Rhein parallelen „Oberrheinstellung“.

Der Ettlenger Riegel besteht aus drei Teilen (vgl. Karte):

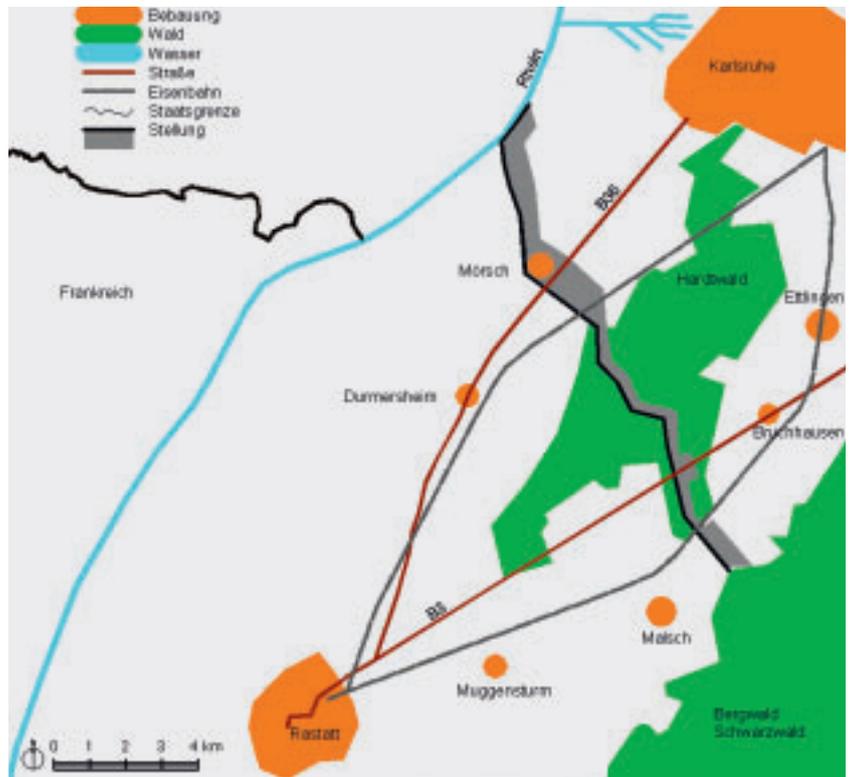
1. Der Abschnitt vom Rhein bis zum Hartwald: Das Gelände ist flach und besteht aus Wiesen und Ackerland. Zwischen dem Rhein und Mörsch wurde als „Kampfwagenhindernis“ ein wassergefüllter Graben ausgehoben. Von der Hochuferkante bis zum Hartwald wurde ein durchgehendes, fünfreihiges „Pfahlhindernis“ mit der gleichen Funktion gebaut.

2. Der Abschnitt im Hartwald. Hier waren nur an Wegen Pfahlhindernisse vorhanden, und die Wände der Bunker sind dünner.

3. Der Abschnitt vom Hartwald bis zum Bergwald: Dieser ist wieder flach und besteht aus Wie-

sen und Ackerland. Am Bergwald steigt das Gelände an und ist bewaldet. Zwischen der Eisenbahnstrecke und dem Bergwald liegt wiederum ein Panzergraben.

Der Ettlinger Riegel dokumentiert bis heute anschaulich den konzeptionellen und technischen Stand einer befestigten Stellung von 1936 mit ihren Weiterentwicklungen bis 1938 und ist in seiner Form einzigartig in der Bundesrepublik. Hier findet man „MG-Schartenstände“ (also Bunker für ein oder mehrere Maschinengewehre) und „Unterstände“ (ohne Scharten, nur zur Unterbringung von Soldaten). Die „Stände“ von 1936 waren Weiterentwicklungen der 1934 eingeführten „Regelbauten“, das sind Bunkertypen, deren Grundrisse sich im späteren Ausbau des Westwalls noch erheblich verändern sollten. Bereits 1937 wurden noch weiter standardisierte Regelbauten eingeführt, die noch immer häufig – und so auch im Ettlinger Riegel – individuelle Anpassungen erfuhren. Heute ist noch der gesamte Bereich zwischen Mörsch und Malsch in ruinösem Zustand erhalten. Lediglich drei Bunker konnten ungesprengt überdauern. Auch in ökologischer Hinsicht sind die offenen Bunkerruinen wertvoll, da sich in den „Bunkerinseln“ zahlreiche geschützte Tier- und Pflanzenarten ansiedeln konnten.



Praktischer Hinweis

Nördlich von Mörsch verläuft zwischen Rotweg und Hinter Gierleweg ein „nasser Panzergraben“ bis zum Altrhein. Seine südliche Verlängerung ist nur noch an der Straßenführung ablesbar geblieben: Daimler-Benz-Straße, Am Wasen und bis zum südlichen Ende von Im Biesel.

1 „Ettlinger Riegel“
(Wijnands, 2011).

Patrice Wijnands
Ehrenamtlicher Beauftragter
Roonstr. 12
76137 Karlsruhe



2 „Nasser Panzergraben“ im Norden von Mörsch:
Die künstlichen Wassergräben sollten Fahrzeuge sowie Infanterie aufhalten und waren unter der Wasserfläche oft zusätzlich gesichert. Am Oberrhein bildeten sie eine Alternative zu den aufwendigen „Drachenzähnen“ aus Beton.

Denkmalporträt



Wasser für die Nonnen Das Berauer Wuhr (Kr. Waldshut)

Im Südschwarzwald gibt es einige Hochebenen, die sich jedoch durch eine bemerkenswerte Wasserarmut auszeichnen. Als diese Gebiete ab dem Hochmittelalter systematisch aufgesiedelt wurden, erfolgten teilweise umfangreiche Baumaßnahmen, um diesem Missstand abzuwehren. Hierzu wurden kilometerlange Kanäle („Wuhren“) angelegt, die stellenweise bis heute in Funktion sind. Folgender Beitrag widmet sich dem ältesten bekannten Kanal dieser Art, der Berauer Wuhr.

Diese heute in großen Teilen noch gut erkennbare Anlage stellt nicht nur in heimatgeschichtlicher, sondern auch in technikgeschichtlicher Hinsicht ein besonderes Denkmal dar. Es belegt schlaglichtartig, dass es den Menschen im frühen 12. Jahrhundert möglich war, auch in schwierigem Gelände über mehrere Kilometer eine entsprechende Anlage zu vermessen und funktionsfähig zu errichten. Darüber hinaus handelt es sich um einen der ältesten Hangkanäle Mitteleuropas. Er zeigt auch, mit welchem Aufwand zu dieser Zeit Klöster ausgestattet werden konnten. Seine Entstehung ist unmittelbar mit dem Kloster Berau verbunden. Es ist ein wesentlicher Teil der Kulturlandschaft rund um das Kloster.

Am rechten Ufer der Mettma wurde unterhalb der Heidenmühle, nahe der Straße von Bulgenbach

nach Buggenried, das Wasser des Flusses in einen 8 km langen Hangkanal abgeleitet. Dieser verläuft oberhalb der Mettma mit einem gleichmäßigen Gefälle von nur 0,5 Prozent und quert östlich der Inneren Höfe den Brendener Erzgang. Dieses erste Drittel des Wuhres ist zwar heute verfüllt, aber vor allem im Wald noch sehr gut als verfüllte Rinne mit hangseitigem Damm zu erkennen. Besonders in dem letzten Abschnitt dieses Teiles beeindruckt der hier gut 3 m hohe und 5 bis 8 m breite Damm. Der mittlere Teil des Wuhres führt durch den Wuhrwald. Er wurde in den 1970er Jahren zur Anlage eines Waldweges („Wuhrweg“) genutzt, wodurch die Denkmalsubstanz beeinträchtigt wurde. Schließlich verläuft das Wuhr – wieder gut als trockener Kanal erkennbar – östlich der Äußeren Höfe, über die Wuhrhalde bis zur Wasserscheide zwischen Schwarza und Mettma. Hier im Bereich des Großmoos wird der Berg im Westen umflossen, bevor das Wuhr mit einem stärkeren Gefälle als bislang in den Oberlauf des Weiherbaches mündet und durch den heutigen Ort Berau führt. In der mündlichen Überlieferung ist der Verlauf des Wuhres im Ort entlang der Landstraße bis zur Oberen Mühle noch bekannt. Diese steht an einer Geländekante und konnte somit gut die Energie des fließenden Wassers nutzen. Etwas unterhalb teilt

sich der Wasserlauf in zwei Richtungen. Zum einen mündete das Wasser in den Klosterweiher, der die Untere Mühle speiste, und zum anderen gelangte es weiter in das Klosterareal.

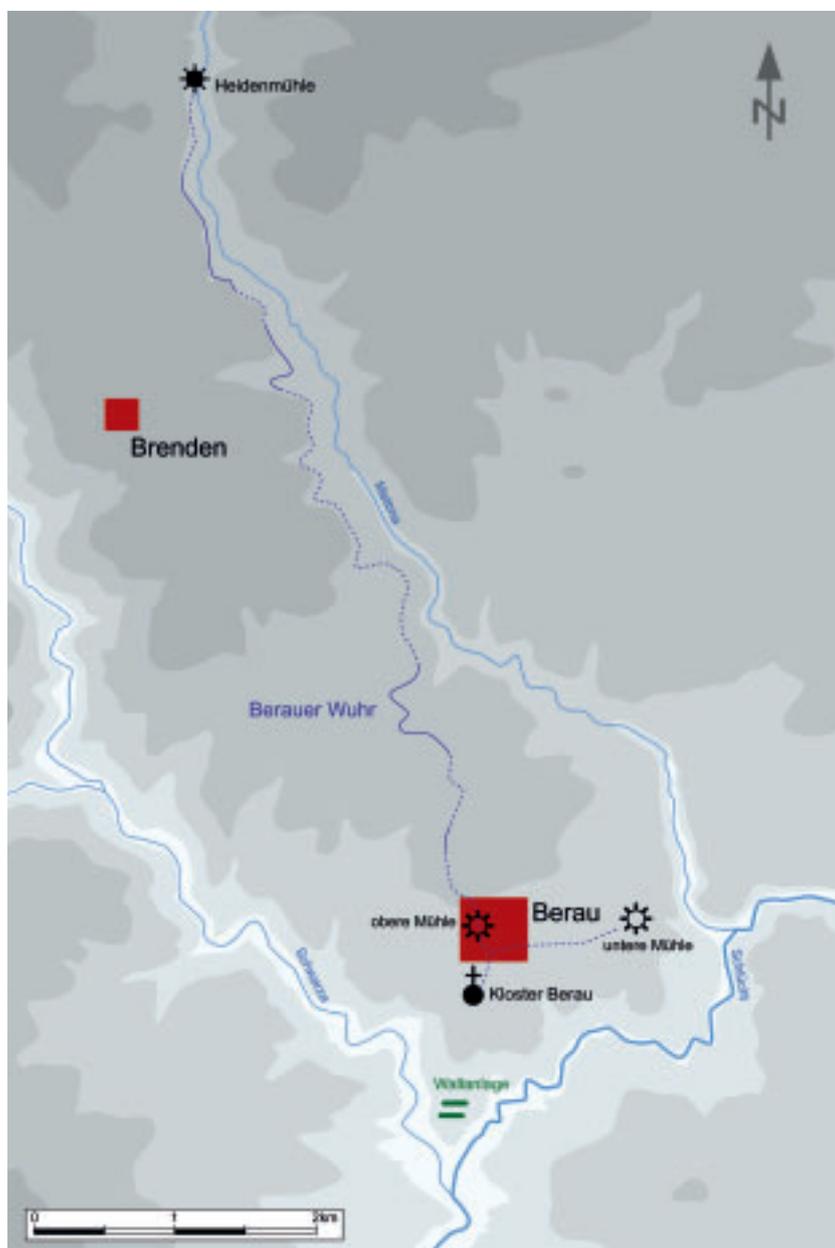
Das Berauer Wuhr führte auf eine zwischen den Flüssen Mettma und Schlücht aufragende, spornartige Ebene. Auf diesem Sporn sind die imposanten Reste einer urnenfelderzeitlichen Befestigungsanlage, der so genannten Berauer Schanze, vorhanden. Der Ort Berau wird schon 786 als „villa qua dicitur Parauva“ genannt. Die Weihe der Ortskirche fand im Jahre 1098 statt. 1087 wird mit Waltherus de Berouva ein Ortsadelsgeschlecht erwähnt, das kurz nach 1100 mit Ritter Gottfried von Berau auch schon wieder ausstirbt. Er schenkte 1108 seinen ganzen Besitz auf dem Berauer Berg dem Kloster St. Blasien und trat selbst in das Kloster ein. Nur vier Jahre nach der Schenkung wurde das bis dahin in St. Blasien befindliche Frauenkloster auf den Berauer Berg verlegt. „Dabei hat angeblich ein Steinmetz Bernherus aus Basel mit Hilfe einiger Brüder von St. Blasien in Berau einen ersten Klosterbau mit Konvent, Bäckerei, Mühle und Wohnung für den Probst errichtet“. Diese Nachricht wurde im 18. Jahrhundert auf der Grundlage älterer Quellen niedergeschrieben. Der Bau einer Mühle macht auf diesem nahezu wasserlosen Sporn nur Sinn, wenn gleichzeitig ein künstliches Fließgewässer angelegt werden konnte. Somit ist es sehr wahrscheinlich, dass der Bau des Klosters, der Klostermühle und des Wuhrs in einem Zug kurz nach 1112 erfolgt ist. Aufgrund der Topografie dürfte der Standort der Oberen Mühle der ältere sein, sie wird jedoch erst 1507 erstmals erwähnt. Da Klostermühlen während Bestehens des Klosters nicht den Besitzer wechseln, tauchen sie auch nur selten in Quellen auf, was in unserem Fall die späte Erwähnung erklärt. Die erste sichere urkundliche Erwähnung der „Unteren Mühle“ fällt in das Jahr 1274, indirekt ist damit jedoch die Existenz der „Oberen Mühle“ belegt. Beide werden im Verlauf des 16. Jahrhunderts, als das Frauenkloster einen drastischen Niedergang erlebte, aufgegeben. Wahrscheinlich wurde während des Niedergangs des Klosters auch das Wuhr nicht mehr gepflegt, verfiel und konnte die Mühlen damit nicht mehr mit Wasser versorgen. Im 18. Jahrhundert spricht man nur noch von dem alten Mühlenwuhr, das nicht mehr in Betrieb war. In der Neuzeit befand sich eine Mühle an der Mettma.

Die Tatsache, dass der 8 km lange Hangkanal im frühen 12. Jahrhundert errichtet wurde, wird immer mit großer Verwunderung zur Kenntnis genommen, traut man vielfach den Menschen dieser Zeit derartige Wasserbauten kaum zu, doch wissen wir heute, dass große Wasserbauten in dieser Zeit geradezu typisch sind. Die Versorgung mit

fließendem Wasser war eine Frage von Prestige und Selbstdarstellung.

Weil das Wuhr nur noch wenigen Insidern bekannt war und in seiner geschichtlichen Bedeutung geschätzt wurde, hat nun der Geschichtsverein „Historisches Berau“ das Unterholz entfernt und die Anlage somit wieder begehbar gemacht. Noch im Jahre 2011 werden Schilder angebracht, damit man dieses einzigartige Denkmal ohne Führung erwandern kann. Mit dieser Maßnahme wird das Wissen um die Existenz und Bedeutung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Gleichzeitig wird auch der unbeabsichtigten Zerstörung durch forstliche Maßnahmen Einhalt geboten.

Dr. Andreas Haasis-Berner
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 26 – Denkmalpflege



Denkmalporträt



Beamten­siedlung in einer Waldlichtung Das Wohnquartier Aspen in Stuttgart- Botnang

Am Südrand des Stadtteils Botnang ließ die Württembergische Heimstätten GmbH 1963 bis 1966 das Wohnquartier Aspen, eine Eigentumswohnanlage für Landesbeamte, errichten. Mit der städtebaulichen Gesamtplanung wurde das Stuttgarter Büro von Hans Kammerer und Walter Belz beauftragt. Das Büro übernahm auch die Planung und Realisierung der 31 Reihenhäuser (Bearbeiter: Lutz, Hallermann, Greitzke, Munz). Für die Ausführung der mehrgeschossigen Wohnbauten zeichnete Hans-Werner Schliebitz verantwortlich. Die Siedlung umfasst 82 Wohneinheiten auf 1,5 ha. Für das zusammenhängend geplante Quartier ist die landschaftliche Situation, die Lage in einer Waldlichtung am Hang mit Blick über das Botnanger Tal, prägend. Es wird von der Vaihinger Landstraße aus über zwei Stichstraßen erschlossen. Die Art der Bebauung gliedert die Siedlung in verschiedene Areale. Ein siebengeschossiges Punkthochhaus (Dreispanner mit 21 WE) markiert im Nordosten den Eingang der Siedlung. Zwischen Vaihinger Landstraße und Umgeltesweg liegen aufgereiht und aus der Straßenflucht zurückgesetzt fünf dreigeschossige Wohnbauten (Zweispänner mit insgesamt 30 WE). Auf die unter-

schiedlich geneigte Hangsituation eingehend gibt es zwei Typen von ein- und zweigeschossigen Reihenhäusern. Sie sind in Gruppen von 3 bis zu 6 Häusern zusammengefasst und werden über mehrfach abgewinkelte Fußwege erschlossen. Von Hans Luz als „große Gartenlandschaft“ konzipiert und für das Erscheinungsbild der Siedlung bedeutend, sind die Grünflächen und privaten Gärten. Aspen fungiert als ein reines Wohnquartier, Infrastruktur- und Gemeinschaftseinrichtungen waren nicht vorgesehen. Die im Straßenbild auffällig langen Garagenreihen sind Ausdruck damaliger gesellschaftlicher Wertschätzung privater Pkws und Indiz des zeitgenössischen städtebaulichen Leitbildes der autogerechten Stadt.

Ein wesentliches Ziel des Entwurfskonzepts war es, trotz der Dichte ein hohes Maß an Privatsphäre für die Haus- und Wohneinheiten zu erlangen. Demzufolge sind die verschiedenen Gebäudetypen gegeneinander versetzt und in der Höhe gestaffelt. Besonders deutlich zeigt sich dies bei den ein- und zweigeschossigen Reihenhäusern. Die gegenseitige Abschottung wird zudem durch die Gliederung und gleichmäßige Orientierung der Hausgrundrisse sowie durch trennende Eingangsber-

che, versetzte Terrassen und Hausgärten unterstützt. Ein weiteres Anliegen der Architekten waren enge Bezüge zwischen Innen- und Außenräumen, die sie mittels breiter Fensterfronten, Balkonen, Loggien und Terrassen bewirkten.

Die in Mauerwerksbauweise und unter Verwendung von Betonfertigteilen erstellten Bauten sind sämtlich mit Flachdächern versehen. Sie fügen sich zu einem von Kuben und Rechtecken bestimmten strengen Gesamtbild zusammen. Die unterschiedlichen Gebäudetypen differieren sowohl in den architektonischen Formen als auch in der Materialzusammensetzung. Dennoch bilden sie in der Gesamtschau, zusammen mit dem umgebenden Grün, ein harmonisches Ganzes. Schieferfarbene Fassadenverkleidungen aus Eternitschindeln, grob verputzte weiße Flächen und dunkel lasierte Holzfenster kennzeichnen die Reihenhäuser. Bei den mehrgeschossigen Wohnbauten kontrastieren die schieferfarbenen Fassaden mit weißen Fensterrahmen und Balkonbrüstungen. Aspen war eines der ersten Vorhaben von Kammerer und Belz, bei dem die dunklen Schindeln aus Asbestzement zur Anwendung kamen. In den späteren 1960er und 1970er Jahren häufig von ihnen im Wohnungsbau verwendet, wurde dieses Material- und Farbkonzept zu einem Erkennungsmerkmal des Büros. Dieses noch weitgehend einheitliche qualitätvolle Bild der Siedlung wird durch sorgfältig geplante und ausgeführte Sichtbetonmauern, Waschbetonbeläge und -stufen sowie durch Lampen, Geländer und Hoftürchen ergänzt.

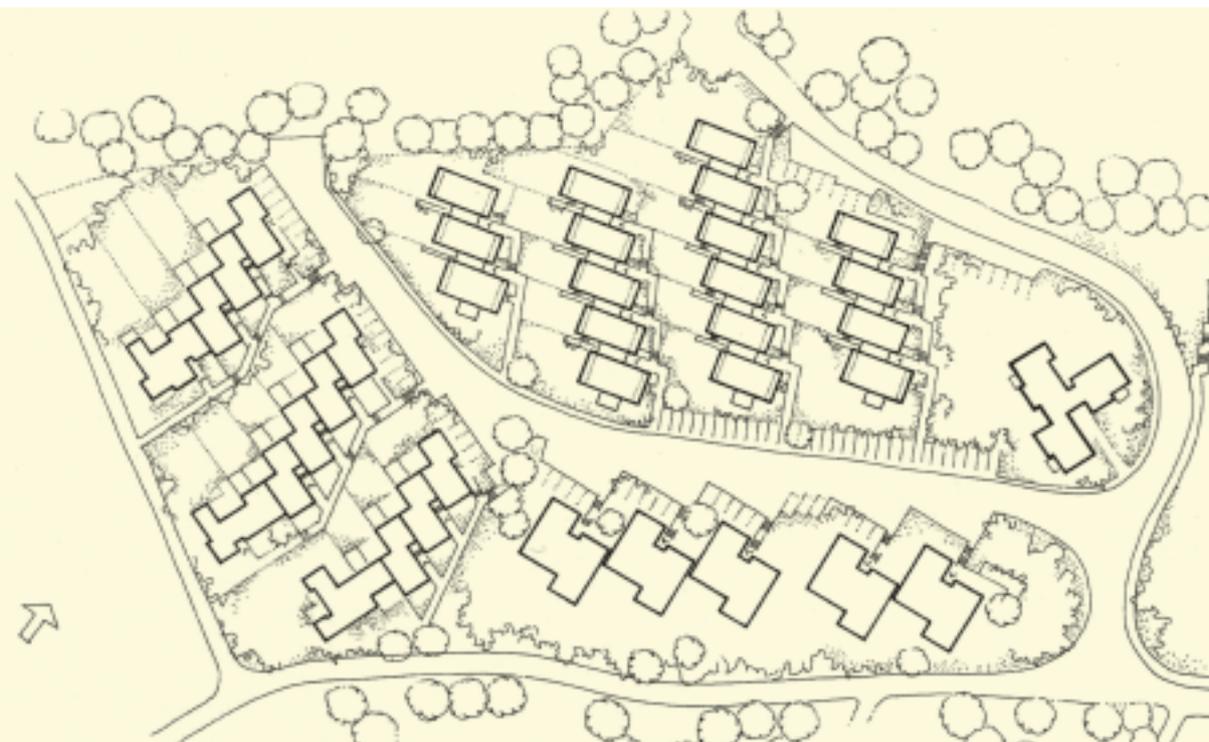
Aspen entstand in zeitlichem Kontext mit Großsiedlungen in Stuttgart (z. B. Freiberg, Fasanenhof), bildete jedoch zu diesen ein Gegenmodell. „Ge-



1 Blick vom Fußweg auf zweigeschossige Reihenhäuser.

messen an den späteren Auswüchsen des Wohnungsbaus waren Programm und sich daraus ergebende Dichte von fast rührender Bescheidenheit“, so äußerten sich die Architekten zu diesem Thema. Aspen ist ein Beispiel einer kleineren exklusiven Siedlung für eine gehobene Zielgruppe. Die landschaftliche Situation und ausgeprägte Aussichtslage wurden für die Anlage und architektonische Gestaltung der Bebauung bestimmend, deren hohe Qualität bis heute überzeugt.

Edeltrud Geiger-Schmidt
Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 86 – Denkmalpflege



2 Lageplan der Siedlung.

Denkmalporträt



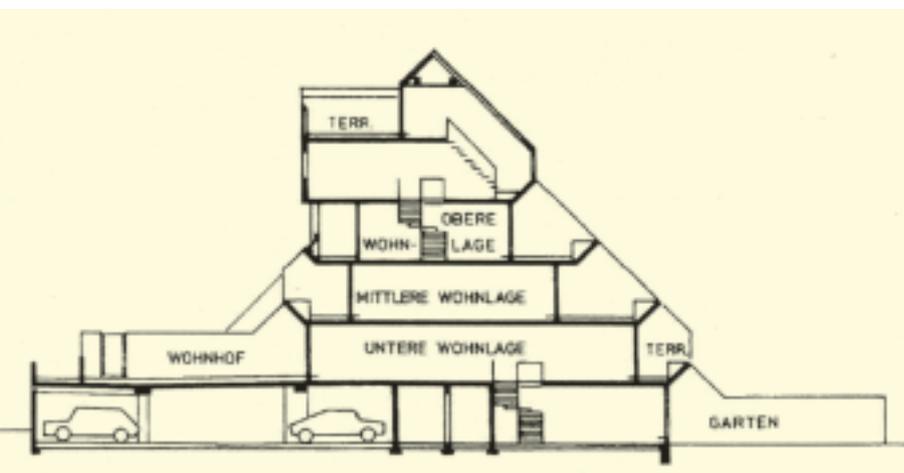
Selbstbestimmung im Geschoss- wohnungsbau Das Terrassenhaus „Schnitz“ in Stuttgart

Das Terrassenhaus der Eigentümergemeinschaft „Schnitz“ im Stuttgarter Stadtteil Neugereut (Ibisweg 17, 19) wurde 1973 bis 1974 von den Architekten Peter Faller, Hermann Schröder und Claus Schmidt unter Mitwirkung von Reinhold Layer errichtet. Die Baubetreuung hatte die gemeinnützige Wohnungsgesellschaft Baden-Württemberg AG Stuttgart (GWG).

1 Schnitt.

Die Architekten folgten dem Prinzip des Haustyps „Wohnhügel“, das 1963 von den Architekten Hermann Schröder, Roland Frey und Claus Schmidt dem städtebaulichen Ideenwettbewerb für den gesamten Stuttgarter Stadtteil Neugereut zugrunde gelegt worden war. Nahezu alle Wohnungen hätten nach dem Wettbewerbsentwurf in 17 ostwestorientierten Terrassenhügelhäusern untergebracht werden sollen. Dieses Projekt der Planungsgruppe „Wohnhügel“ konnte jedoch nicht realisiert werden. Das Terrassenhaus „Schnitz“ im Norden Neugereuts erinnert in seiner gebauten Gestalt an diesen Wettbewerbsentwurf.

Das überdimensionale „Nur-Dach-Haus“ in Form eines liegenden, dreiseitigen Prismas ist vom Boden bis zum First mit Eternitschindeln verkleidet. In die Dachhaut sind auf der Nordwestseite terrassenartige Freiflächen eingeschnitten. Zwischen acht tragenden Wandschotten werden auf sechs Ebenen insgesamt 21 Wohneinheiten mit einer Größe von 38 bis 153 m² aufgenommen. In der unteren und oberen Etage liegen Maisonetten, in der mittleren eingeschossige, durchgesteckte Woh-



nungen. Zu allen Wohneinheiten gehört ein Gartenanteil oder eine Terrasse. Die Architekten verwirklichten hier im Geschossbau das Wohnen mit großzügigen privaten Außenräumen. Den Individualbereich ergänzen in der untersten Ebene ein außergewöhnlich umfangreiches Programm an Gemeinschaftsräumen und -flächen sowie 24 Stellplätze in der Tiefgarage. Die Wohnanlage wird von Südosten über zwei Treppenhäuser erschlossen, die Innen- und Außengänge (Laubengänge) bedienen. Nach den Anforderungen der damaligen Zeit verfügte die Anlage über Vollwärmeschutz und eine gute Schallisolierung.

An der Planung des „Schnitz“ wurden von Beginn an die künftigen Eigentümer beteiligt, um Wohnziele zu definieren und Spielräume für eine selbstbestimmte Gestaltung der Grundrisse sicherzustellen. Die Eigentümergemeinschaft, der unter anderem die Architekten selbst angehörten, wollte neben einem sehr detaillierten Verfahren zur Ermittlung von Sonderwünschen auch umfangreiche Eigenleistungen planerisch und in der Bauleitung berücksichtigt wissen. Diese Einflussmöglichkeiten spiegeln sich in den Erläuterungen zur Ausführungsplanung von 1972 wider. Individuell eingebaut werden konnten nichttragende Wände sowie alle Installationen. Bei den Maisonette-Treppen war beispielsweise nur der Standort und nicht die Ausführung festgelegt. Selbst die Fenster konnten die Bewohner in Anzahl und Ausformung aus

einem vorgegebenen „Fensterbaukasten“ auswählen.

Jedem Eigentümer gehört ein „Schnitz“ – süddeutsch für ein aus der Frucht herausgeschnittenes Stück – aus der Wohnanlage. Eine vergleichbare Anlage der Architekten Faller und Schröder ist der erste als Experiment verwirklichte „Wohnhügel“ in Marl (1967). Als weitere Projekte der Architekten sind die Terrassenhäuser in der Pelikanstraße/Marabastraße in Neugereut und in der Tapachstraße in Stuttgart-Rot zu nennen.

Unter den Bauten in Neugereut ist das Terrassenhaus „Schnitz“ von besonderem architektonischem wie soziologischem Interesse. Die Entwurfsidee verbindet durchdachte Funktionalität mit hoher Individualität und qualitätvoller Gestaltung. Das Ziel, maximale Besonnung, Grünraum und Flexibilität für jede Wohnung zu erhalten, wurde exemplarisch umgesetzt. Die partizipatorische Planung macht es zu einem Vorzeigeprojekt für ein neues, selbstbestimmtes Wohnen und dadurch beispielhaft für das Werk der Architekten. Mit einem bis heute unübertroffenen Angebot an privaten Freibereichen und den klar umrissenen Planungsspielräumen ist die Idee des Gemeinschaftswohnhauses sozialbewusst und innovativ zugleich.

Dr. Simone Meyder
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

2 Ansicht von Nordwest, eternitverkleidete Dachfläche mit eingeschnittenen Freiflächen, im Vordergrund Gartenhofmauer.



Für immer verloren



„Haus zum Bub“ in Konstanz, Hussenstraße 1

Durch einen verheerenden Brand ist am 23. Dezember 2010 eines der wertvollsten Altstadt Häuser an zentraler Stelle der Konstanzer Altstadt zerstört worden. Dank des schnellen Eingreifens der Feuerwehr konnte ein Übergriff auf die benachbarten, ebenso historischen Häuser verhindert werden. Jedoch ist wegen Löschwasserschäden und der engen konstruktiven Verzahnung insbesondere mit dem Nachbarhaus Kanzleistraße 19 der Bestand eines weiteren Kulturdenkmals gefährdet. Die Räumung des Brandgrundstücks wird von der Landesdenkmalpflege dokumentarisch begleitet. Der Brandschutt wird dabei auf Hinweise hinsichtlich der Baugeschichte des weitgehend zerstörten Hauses untersucht. Wesentliches Ziel ist die Sicherung der verbliebenen Baureste und der benachbarten Kulturdenkmale. Wir werden in dieser Zeitschrift über das weitere Schicksal des Hauses berichten.

An diesem Beispiel wird in besonderer Weise deutlich, wie wichtig die intensive Erforschung und Dokumentation des wertvollen historischen Baubestandes unseres Landes ist. Es handelt sich hierbei nicht nur um Wohn- und Geschäftshäuser, sondern um einmalige Quellen der Stadtgeschichte, die reichhaltig Auskunft geben können über Leben und Arbeiten vergangener Zeiten –

wenn wir sie denn rechtzeitig lesen. Im Falle des „Haus zum Bub“ können wir auf eine weit zurückreichende und gut überlieferte Dokumentation dieser Quelle zurückgreifen. Zahlreiche Fragen zur Baugeschichte werden nun aber wohl für immer unbeantwortet bleiben.

Der besondere Wert des historischen Hausbestands von Konstanz zeigt sich schon darin, dass er seit über einem Jahrhundert immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Inventarisierung wurde, so bereits 1887 durch den geistlichen Kunst- und Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus im ersten Band der epochalen Reihe „Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden“. Ein weiterer Meilenstein der Denkmalforschung und -erfassung ist das leider unvollendet gebliebene „Konstanzer Häuserbuch“ von 1906. Innerhalb von nur drei Jahren wurden unter Leitung des Architekten und Denkmalpflegers Fritz Hirsch die Schriftquellen zu über 900 Häusern ausgewertet, und es erfolgte eine systematische Begehung der Objekte mit zeichnerischer und fotografischer Dokumentation wesentlicher Bestandteile. Unsere Kenntnisse zum Haus Hussenstraße 1 basieren wesentlich auf dieser frühen Inventarisierungsleistung. Bereits 1913 erscheint das „Haus zum Bub“ im „Verzeichnis der Baudenkmäler und bemerkenswerten alten Bau-

teile der Stadt Konstanz“. Es handelt sich dabei um eine der ältesten amtlichen Denkmallisten in Baden-Württemberg, die sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe überliefert hat.

Aufgrund der herausragenden Bedeutung des historischen Gebäudebestandes war Konstanz auch eine der ersten Städte in Baden-Württemberg, die nach dem Zweiten Weltkrieg einer systematischen Inventarisierung unterzogen wurde. In diesem Zusammenhang entstand 1960 bis 1962 auch eine Fotodokumentation. Der Konstanzer Bauhistoriker Paul Motz konnte auf die archivalischen Vorarbeiten von 1906 zurückgreifen, als er 1973 seine Forschungen zum 1445 erstmals urkundlich genannten „Haus zum Bub“ veröffentlichte, sein Aufsatz enthält jedoch auch wichtige bauhistorische Beschreibungen (Die Kulturgemeinde 6/1973).

100 Jahre nach seiner ersten Würdigung wurde Konstanz wieder Gegenstand eines wissenschaftlichen Modellprojekts. Gegenüber dem mehr kunsthistorischen Ansatz älterer Beschreibungen standen nun Fragen nach der Struktur und der überlieferten Bausubstanz als Originalquellen einer reichen Baugeschichte im Vordergrund. Insbesondere die systematische Dokumentation von Kellern und Dachstühlen erbrachte hier neue Erkenntnisse (Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 16/1987, S. 183–190). Durch den so gewonnenen Überblick konnten auch die Befunde am Haus Hussenstraße 1 neu bewertet werden.



1 Blick in den Dachstuhl des 18. Jahrhunderts mit den markanten Andreas-Kreuzen. Die Aufnahme erfolgte im Rahmen der Inventarisierung 1987.

Schon von außen war sichtbar, dass sich das viergeschossige Eckgebäude aus zwei Teilen zusammensetzte. An ein mittelalterliches Steinhaus, wie sie sich in Konstanz öfter erhalten haben, ist ein Fachwerkhaus mit rückwärtigem, zweigeschossigem Laubengang angeschlossen worden. Es ersetzte vermutlich die ehemalige äußere Erschließung des Wohnturms, dessen Geschosse jeweils durch eine Rundbogentür in der Ostwand zugänglich waren und sorgfältig ausgearbeitete Sitznischenfenster besitzen. Im jüngeren Anbau hatte sich ein dreiteiliges, mittelalterliches Fenster in der massiven Hofwand erhalten; eine gebauchte Säule im Erdgeschoss, eine Holztaferdecke im dritten Obergeschoss und eine – erst vier Wochen vor dem Brand entdeckte – Bohlenstube im ersten Obergeschoss lassen auch hier auf eine weit zurückreichende Baugeschichte schließen. Einem Umbau im 18. Jahrhundert war die Neugestaltung der Fassade zur Kanzleistraße mit regelmäßigen Fenstern geschuldet, auch der Großteil des Dachstuhls mit Andreaskreuzen und starken Balken datierte in diese Zeit.

Am 23. Dezember 2010 ist mit dem „Haus zum Bub“ ein bedeutsames Wohn- und Geschäftshaus mit all seinen Werten und Erinnerungen verloren gegangen. Dies ist ein schwerer Verlust. Darüber hinaus ist dabei auch ein wertvolles Dokument der Konstanzer Stadtgeschichte vom Feuer zerstört worden. So ist es unsere Aufgabe, so viele wissenschaftliche Informationen wie möglich aus den Fragmenten des Hauses zu gewinnen und diese zu sichern, bevor die historische Bausubstanz als Quelle verloren ist.

Dr. Ulrike Plate

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege

2 Außenansicht des Gebäudes Hussenstraße 1, die während der Inventarisierung 1987 angefertigt wurde. Die Zweiteilung des Hauses ist an der Fensterordnung und der Dachform ablesbar.

Mitteilungen

Die neue Website „Kulturgutschutz Deutschland“

Die Denkmalschutzgesetze der deutschen Bundesländer schützen neben Baudenkmalen und anderen ortsfesten Kulturgütern auch bewegliche Gegenstände wie Gemälde, Skulpturen, kunsthandwerkliche Objekte oder Schriftgut. Die Gefahren, die solchen Denkmälern drohen, sind meist jedoch andere als bei den unbeweglichen. Besteht bei diesen vor allem die Gefahr einer Beschädigung oder Zerstörung ihrer materiellen Substanz oder ihres Erscheinungsbildes, so ist bei beweglichen Gegenständen am häufigsten eine Entfernung von ihrem Aufbewahrungsort zu befürchten. Zwar gibt es auch bewegliche Kulturgüter, deren Bedeutung durch eine Verbringung nicht gemindert wird. Bei vielen zieht der Verlust ihres angestammten Ortes und damit ihres historischen Kontextes jedoch eine erhebliche Einbuße an Denkmalwert nach sich. Manchmal bedeutet er sogar einen schmerzhaften Verlust für das deutsche Kulturerbe, sofern es sich bei dem verbrachten Gegenstand um einen solchen von nationaler Bedeutung handelt und die Verbringung in einer Ausfuhr aus Deutschland besteht. Umgekehrt kann die Einfuhr eines ausländischen Kulturgutes nach Deutschland natürlich auch einen wesentlichen Verlust für das nationale Kulturerbe des Herkunftsstaates bedeuten.

Es liegt auf der Hand, dass der Schutz vor solchen Verbringungen beweglicher Kulturgüter nicht nur von den 16 Denkmalschutzgesetzen der deutschen Länder getragen werden kann, sondern weitere nationale und internationale Regelungen erfordert. Auf Bundesebene sind dies das Gesetz zum Schutz deutschen Kulturgutes gegen Abwanderung sowie das Kulturgüterrückgabe-gesetz. Auf internationaler Ebene sind für Deutsch-

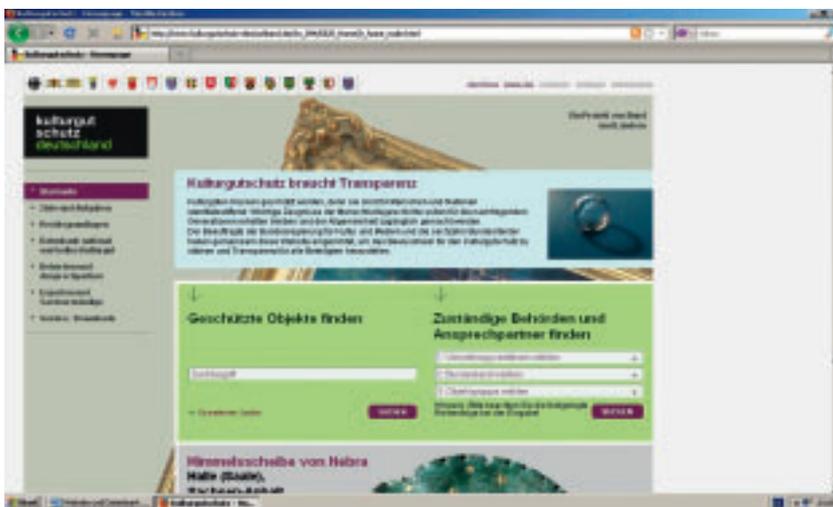
land vor allem die einschlägigen Verordnungen der Europäischen Gemeinschaft wichtig, insbesondere die EG-Verordnung über die Ein- und Ausfuhr von Kulturgütern sowie die EG-Irak-Verordnung. Dazu kommen diverse Bestimmungen des Völkerrechts wie zum Beispiel das UNESCO-Kulturgüterabkommen von 1970.

Selbst Fachleute können hier leicht den Überblick verlieren – zumal für die Ausführung dieser Gesetze in den Bundesländern ganz verschiedene Behörden zuständig sein können. Manchmal sind die Zuständigkeiten dabei auch innerhalb eines Bundeslandes auf mehrere Behörden verteilt und miteinander kann ein und derselbe Gegenstand gleichzeitig nach mehreren der genannten Normen geschützt sein.

Eines der Anliegen der vor Kurzem freigeschalteten neuen Website „Kulturgutschutz Deutschland“ (www.kulturgutschutz-deutschland.de) ist es deshalb, etwas Licht in dieses Dickicht des Kulturgutschutzes zu bringen. Die Website, die unter Federführung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien von einer Bund-Länder-Arbeitsgruppe entwickelt wurde, der auch der Autor als Vertreter der Belange des Denkmalschutzes angehört, informiert über die Ziele und Aufgaben des Kulturgutschutzes, erläutert seine nationalen und internationalen Rechtsgrundlagen, enthält Links zu den jeweiligen Gesetzestexten, Verordnungen, Richtlinien und Übereinkommen, hilft bei der Suche nach den zuständigen Behörden und Ansprechpartnern sowie nach Experten und Sachverständigen. Darüber hinaus bietet sie ergänzende Informationen zum Thema Kulturgutschutz, wie zum Beispiel zu den einschlägigen Verhaltenskodizes der Museen und des Kunsthandels. Die Website „Kulturgutschutz Deutschland“ möchte jedoch nicht nur allgemeine Informationen zu diesem komplexen Thema geben, sondern auch das größte Problem beim Schutz beweglicher Kulturgüter vor einer Verbringung lindern, nämlich die Umsetzung der rechtlichen Vorschriften. Bislang war es für den Zoll, die Polizei oder die Bundes- und Landeskriminalämter meist nur unter größten Schwierigkeiten und in vielen Fällen gar nicht möglich, festzustellen, ob ein beweglicher Gegenstand, der zum Beispiel bei einer Gepäckkontrolle an einem Flughafen zum Vorschein kam, gesetzlich geschützt ist oder nicht. Noch mehr als für die rechtlich zuständigen Behörden galt dies für den Kunsthandel, für Auktionatoren, für Kunstspediteure und vor allem natürlich für die mit den einschlägigen gesetzlichen Regelungen meist noch weniger vertrauten Privatpersonen.

Die Website enthält deshalb auch eine Datenbank, in der in absehbarer Zeit sämtliche in Deutschland geschützten beweglichen Kulturgüter verzeichnet werden sollen, soweit dies rechtlich zulässig ist.

Screenshot der Website „Kulturgutschutz Deutschland“.



Zwar gab es schon bisher für geschützte Kulturgüter Verzeichnisse, die teils auch öffentlich zugänglich waren, doch war deren Benutzung und Auswertung mit diversen Schwierigkeiten verbunden.

So lag das Gesamtverzeichnis des national wertvollen Kulturgutes und der national wertvollen Archive, die nach Kulturgutschutzgesetz vor einer Ausfuhr in das Ausland geschützt sind, bislang nur in einer Druckfassung vor, die in großen Zeitabständen im Bundesanzeiger veröffentlicht wurde. Neben seiner mangelnden Aktualität und seinem sicherlich nur schwach frequentierten Veröffentlichungsort hatte das gedruckte Verzeichnis vor allem den Nachteil, dass es weder Abbildungen noch Beschreibungen der geschützten Gegenstände bot. Kaum ein Zollbeamter war daher in der Lage, ein an den Grenzen angehaltenes Objekt einigermaßen zuverlässig als geschützt zu erkennen und eine illegale Ausfuhr zu verhindern.

Ähnliches ist bei den denkmalrechtlich geschützten beweglichen Gegenständen festzustellen, für welche die Denkmalschutzgesetze der Länder zu meist Genehmigungsvorbehalte oder zumindest Anzeigepflichten für Verbringungen beziehungsweise Ortsveränderungen vorsehen. Da die jeweiligen Denkmalverzeichnisse in den 16 Bundesländern – wenn überhaupt – jedoch an ganz verschiedenen Stellen und in verschiedener Ausführlichkeit veröffentlicht sind, konnten Zoll, Polizei oder Kunsthandel einen Gegenstand ohne aufwendige Nachforschungen kaum als denkmalrechtlich geschützt identifizieren.

Die Website unternimmt deshalb erstmals den Versuch, nicht nur sämtliche nach den verschiedenen Normen geschützten beweglichen Kulturgüter in einer Datenbank zusammenzuführen, sondern auch, diese so auszugestalten, dass Objekte selbst von Laien auf den Gebieten der Geschichte, Archäologie oder Kunstgeschichte als geschützte Gegenstände erkannt werden können. Die Datenbank ermöglicht daher, die jeweiligen Einträge mit Abbildungen, ausführlichen Beschreibungen sowie einer Reihe von eindeutigen Objektmerkmalen wie zum Beispiel Maßen, Seitenzahlen, Inschriften, Formaten, Gewichten, Materialien etc. zu versehen und diese über beliebig kombinierbare Suchfunktionen erschließbar zu machen. Ist ein Objekt auf diese Weise mit einiger Wahrscheinlichkeit als geschützt identifiziert, kann der Nutzer über weitere Suchfunktionen ebenso rasch wie zielsicher mit den jeweils zuständigen Genehmigungsbehörden der Bundesländer in Kontakt treten oder zumindest Ansprechpartner ausfindig machen, die weitere Auskünfte geben können. Auf diese Weise wird es sicherlich schneller und zuverlässiger als bisher möglich sein, illegale Verbringungen von geschützten Kulturgütern zu ver-

hindern. Nicht zuletzt dürften die Denkmalschutzbehörden der Länder davon profitieren. Gleichzeitig verbindet sich mit der Website „Kulturgutschutz Deutschland“ aber auch die Hoffnung, die Arbeit der am Kulturgutschutz beteiligten Behörden für die Bürger transparenter zu machen und so letztlich auch das Bewusstsein für den Kulturgutschutz zu stärken.

Dr. Dieter Büchner

*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege*

Universität Freiburg: Archäologische Sammlung wiedereröffnet

Ab dem 6. Mai 2011 ist die Archäologische Sammlung der Universität Freiburg wieder für die Öffentlichkeit zugänglich. Nach dem Umzug von der Universitätsbibliothek in das ehemalige Papierlager des Herderverlags präsentiert die Archäologi-



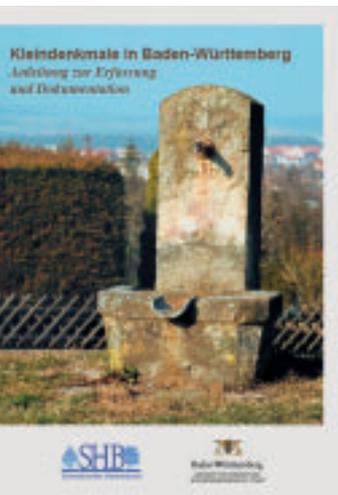
sche Sammlung antike Originale und knapp 800 Gipsabgüsse nach antiken Skulpturen.

Zur Sammlung gehören mehr als 550 Objekte der griechischen, etruskischen und römischen Antike, die eine Zeitspanne von 2500 Jahren, vom Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr., umfassen. Zu dieser Originalsammlung antiker Kunst (Keramik, Bronzen, Terrakotten, Gläser) gehören Meisterwerke griechischer Vasenmalerei, aber auch Reliefs und Marmorporträts. Neben diesen Exponaten stellen die Architekturfragmente einer römischen Tempelanlage in Baalbek (Libanon) eine weitere Besonderheit dar. Im Foyer der Sammlung gewinnt der Besucher einen Eindruck der Monumentalität dieser römischen Bauten.

Die Archäologische Sammlung in Freiburg ist ein flexibler, sich stetig weiterentwickelnder Ausstellungsraum, in dem archäologische Sonderausstellungen gezeigt werden. Zeitgleich mit der Wiedereröffnung der Sammlung wird eine Sonderaus-

Archäologische Sammlung der Universität Freiburg
Tennenbacher Straße 4
79106 Freiburg im Breisgau
Öffnungszeiten:
Di–Fr 14–18 Uhr,
So 11–17 Uhr und
nach Vereinbarung

Sonderausstellung
„Skulpturen in Pergamon. Gymnasium – Heiligtum – Palast“
6. Mai bis 31. Juli 2011



stellung „Skulpturen in Pergamon. Gymnasium – Heiligtum – Palast“ mit Leihgaben aus dem Pergamonmuseum Berlin präsentiert. Im Frühjahr 2012 plant die Denkmalpflege die Sonderausstellung „Entdeckungen“ mit spektakulären Funden aus Baden-Württemberg in den Räumlichkeiten.

„Klein, aber fein“ – Kleindenkmale in wissenschaftlicher und heimatkundlicher Diskussion

Unter diesem Motto veranstalten das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und der Schwäbische Heimatbund am Freitag, 8. Juli 2011, im Salemer Pflegehof in Esslingen eine Fachtagung rund um das Thema Kleindenkmale. Das landesweite Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale mit seinen mehr als 1000 ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hat die kleinen Objekte am Straßenrand, in Wald und Feld und auch innerorts wieder stärker in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückt. Ziel der Tagung ist es, die kleinen, oft unscheinbaren Objekte aus kulturwissenschaftlicher und heimatkundlicher Sicht näher zu beleuchten und Beispiele für die Erhaltung von Kleindenkmalen aufzuzeigen.

Die Tagung bietet ein Forum, sich über Kleindenkmale zu informieren, Erfahrungen auszutauschen und miteinander zu diskutieren. Eingeladen sind alle, die Interesse an Kleindenkmalen haben. Nähere Informationen finden Sie auf der Homepage des Landesamtes für Denkmalpflege: www.denkmalpflege-bw.de

Tag des offenen Denkmals 2011 „Romantik, Realismus, Revolution – Das 19. Jahrhundert“

Der Tag des offenen Denkmals findet bundesweit am Sonntag, 11. September 2011, unter dem Motto „Romantik, Realismus, Revolution – Das 19. Jahrhundert“ statt. Damit widmet sich der Denkmaltag einer der stilistisch vielseitigsten und an technischen Neuerungen reichsten Epochen der Bau- und Kunstgeschichte.

Politisch wie gesellschaftlich war das 19. Jahrhundert von Umbrüchen geprägt: Durch die napoleonischen Kriege und den Rheinbund wurde das Heilige Römische Reich Deutscher Nation handlungsunfähig und erlosch. Napoleons Einfall, die Neuordnung Europas im Wiener Kongress 1815 und die Reichsgründung 1871 brachten weitreichende strukturelle Veränderungen mit sich. Infolgedessen wurden auch viele kirchliche Besitztümer, Institutionen und Herrschaftsgebiete aufgelöst oder von weltlichen Herren übernommen. Weiterentwicklungen wie auch Rückgriffe prägten

nicht nur das gesellschaftliche und politische Leben des 19. Jahrhunderts, sondern nahmen auch starken Einfluss auf die Architektur und die bildenden Künste dieser Zeit.

Wirtschaftliche Blüte, verbesserte Reisewege und Transportmittel machten das Reisen im 19. Jahrhundert vielen Künstlern und Wissenschaftlern möglich. Ideen und Stile wurden neu miteinander kombiniert und über die Landesgrenzen hinaus ausgetauscht. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der eigenen Geschichte sowie deren romantische Verklärung führten in Architektur und bildender Kunst zu einer Rückbesinnung auf die Formensprache der Vergangenheit: Von der Kunst der Antike bis zum Barock wurden die unterschiedlichen Elemente miteinander verbunden und quasi neue Stile entwickelt.

Die Beschäftigung nicht nur mit der klassischen Antike, sondern insbesondere mit den regionalen archäologischen Hinterlassenschaften war gleichzeitig die Geburtsstunde der modernen Archäologie. Erstmals erfolgten planmäßig durchgeführte Ausgrabungen.

Die Industrialisierung und die damit verbundene Landflucht verursachten tiefgreifende Veränderungen in der Baukultur der Städte. Gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebten die Städte einen massiven Umbau, der auf neuen architektonischen Konzepten basierte: Neue Arbeiterquartiere entstanden und mit ihnen Schulen, Krankenhäuser, Kirchen und Volksparks, die noch heute das Bild vieler Städte prägen.

Wir laden Sie ein, sich mit eigenen Aktionen am Tag des offenen Denkmals 2011 zu beteiligen. Präsentieren Sie „Ihr“ Denkmal doch einmal der Öffentlichkeit. Bieten Sie anderen Mitmenschen die Möglichkeit, im Rahmen von Führungen oder eines von Ihnen bestimmten Rahmenprogramms zu „erleben“, was Sie an Ihrem Denkmal begeistert. Doch wie immer gilt: Auch wenn Sie sich mit Ihrem Denkmal nicht im diesjährigen Motto wieder-



Kraftwerk auf dem Gelände der ehemaligen Pulverfabrik in Rottweil.

finden – alle sind herzlich eingeladen, sich am Denkmaltag zu beteiligen und ihn mit sehenswerten Objekten und spannenden Veranstaltungen zu bereichern.

In Deutschland wird der Tag des offenen Denkmals seit 1993 gefeiert. Vergangenes Jahr besichtigten allein in Deutschland rund 4,5 Millionen Menschen mehr als 30 000 Denkmale, darunter waren knapp 900 geöffnete Denkmale in Baden-Württemberg. Zur landesweiten Eröffnungsfeier lädt die Landesdenkmalpflege dieses Jahr bereits am Samstag, den 3. September 2011 nach Rastatt (Reithalle, Theatersaal) in den Regierungsbezirk Karlsruhe ein. Das Landesamt für Denkmalpflege gibt zu diesem Anlass eine Broschüre heraus, in der die Aktionen der Landesdenkmalpflege sowie sämtliche an diesem Tag geöffneten Denkmale in Baden-Württemberg verzeichnet sind. Die Broschüre wird ab August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden ausliegen beziehungsweise über das Landesamt für Denkmalpflege zu beziehen sein.

Das Programm basiert auf den Anmeldungen der Denkmaleigentümer bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Diese nimmt jedes Jahr bis zum 31. Mai entsprechende Anmeldungen entgegen. Zudem bietet sie kostenfreies Info- und Werbematerial zum Tag des offenen Denkmals an.

Anmeldung Ihrer Aktion: Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Koblenzer Str. 75, 53177 Bonn, Tel. 02 28/957 380,

www.tag-des-offenen-denkmals.de

Bestellung der Broschüre: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Fachbereich Öffentlichkeitsarbeit, Berliner Str. 12, 73728 Esslingen, Fax. 0711/90445249, Email: Denkmaltag2011@rps.bwl.de (freigeschaltet ab Juli)

Ausstellung

Entdeckungen – Höhepunkte der Landesarchäologie

8. Juni bis 31. Juli 2011

Altes Rathaus Esslingen

Rathausplatz, 73728 Esslingen am Neckar

Öffnungszeiten: täglich 10–17 Uhr, montags geschlossen

Die Ausstellung der Archäologischen Denkmalpflege Baden-Württemberg präsentiert die wichtigsten Ausgrabungen und Forschungen der letzten Jahre. Vorgestellt werden die interessantesten Funde und Projekte der Landesarchäologie, die eine zeitliche Tiefe von der Steinzeit bis zur frühen Neuzeit umfassen.

Zu nennen sind beispielsweise Funde aus der spektakulären Blockbergung des Keltengrabes vom Bettelbühl im oberen Donautal, der Löwenmensch

aus dem Hohlenstein-Stadel, zu dem neue Details bekannt wurden, sowie bronzezeitliche Gräber mit reichen Beigaben aus Radolfzell-Güttingen oder die frühmittelalterlichen Grabfunde mit mediterranem Importgut aus Remseck-Pattonville. Auch Neufunde aus einem vor- und frühgeschichtlichen Gräberfeld bei Lauda-Königshofen im Taubertal sowie aus einem alamannischen Friedhof aus Stühlingen am Rande des Südschwarzwalds werden erstmals der Öffentlichkeit gezeigt. Insgesamt werden über 25 Fundorte aus dem gesamten Bundesland mit Neufunden präsentiert.

Außergewöhnliche Funde, die nur durch besonders günstige Lagerungsbedingungen erhalten blieben, wie eine jungsteinzeitliche Sandale aus Sipplingen, Holzräder aus der Jungsteinzeit oder ein Haarzopf aus einer mittelalterlichen Latrine in Pforzheim, stellen Highlights der Ausstellung dar. Dass die Landesarchäologie nicht nur bei Ausgrabungen neue „Entdeckungen“ macht, sondern sich heute modernster Techniken bedient, um möglichst zerstörungsfrei zu Aussagen zu kommen, wird anhand der Präsentation neuer Forschungsmethoden, wie zum Beispiel der Computertomografie, deutlich gemacht.

Nach Esslingen wird die Ausstellung anschließend in Karlsruhe, Tübingen, Freiburg und Berlin gezeigt werden.

Neuerscheinung

Jungsteinzeit im Umbruch Die „Michelsberger Kultur“ und Mitteleuropa vor 6000 Jahren

Hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe
Offizieller Katalog zur Ausstellung im Schloss Karlsruhe (vom 20.11.2010 bis 15.05.2011)

Eine Ausstellung des Badischen Landesmuseums in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege und dem Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg

Darmstadt 2011, 416 S. mit ca. 650 farbigen Abbildungen, geb. mit Schutzumschlag
ISBN 9783-89678-852-8, 39,90 Euro

Vor rund 6000 Jahren ereignete sich ein entscheidender Umbruch in der Urgeschichte Mitteleuropas. Das Vordringen der jungsteinzeitlichen Lebensweise in neue Gebiete, Veränderungen in der Landwirtschaft, zunehmende Spezialisierung und Arbeitsteilung, aber auch technische Innovationen führten zu einem tief greifenden gesellschaftlichen Wandel in Mitteleuropa.

Rund 400 Exponate, darunter herausragende archäologische Funde, veranschaulichen diese Umbruchzeit. Ausgangspunkt ist der Michaelsberg,



ein jungsteinzeitlicher Siedlungsplatz im Landkreis Karlsruhe, und Namensgeber der „Michelsberger Kultur“, die sich zwischen 4300 und 3600 v. Chr. in weiten Teilen Mitteleuropas verbreitete.

Der Katalog zur Ausstellung im Badischen Landesmuseum Karlsruhe bietet in Text und Bild vielfältige Einblicke in die Lebenswirklichkeit der damaligen Menschen. Verschiedene Themenbereiche wie Technik, Handwerk, Ernährung, Handel, Wirtschaftsweise, Gesellschaft und Totenkult machen das Leben der Menschen vor 6000 Jahren nachvollziehbar. Gezeigt werden Gegenstände des täglichen Bedarfs wie Werkzeuge, Schmuck und Gefäße, aber auch die ältesten Kupfer- und Edelmetallfunde Mitteleuropas.



Personalia

Klaus-Peter Huber

Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 81 – Recht und Verwaltung
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen
Tel. 07 11/90445 160
klaus-peter.huber@rps.bwl.de

Seit 15. September 2010 ist Klaus-Peter Huber im Referat 81 „Recht und Verwaltung“ im Landesamt

für Denkmalpflege beschäftigt. Der 1961 geborene Feuerbacher wohnt seit 16 Jahren mit seiner Ehefrau in Neuhausen auf den Fildern. Bevor er sein Studium zum Diplomverwaltungswirt (FH) im Herbst 1989 abschloss, studierte er fünf Semester Politikwissenschaften, Geografie und Germanistik (Lehramt) in Tübingen. Im Dezember 1989 trat er seinen Dienst bei der unteren Naturschutzbehörde des Landkreises Esslingen als Sachbearbeiter an, ab September 1992 war er dort im Sachgebiet „Planungen im Umweltschutz“ eingesetzt. Im August 1993 trat er im Regierungspräsidium Stuttgart seinen Dienst in der Projektgruppe „Thermische Abfallbehandlung Rems-Murr-Kreis“ an. Von Oktober 1994 bis September 2010 war er dann im Referat Abfall- und Immissionsschutzrecht mit abfall- und immissionsschutzrechtlichen Genehmigungsverfahren, mit dem Ex- und Import von Abfällen sowie den damit verbundenen Anordnungen, Widerspruchs- und Ordnungswidrigkeitsverfahren betraut. Als sich dann im Herbst 2010 die Gelegenheit bot, ins Landesamt für Denkmalpflege zu wechseln, hat er diese gerne wahrgenommen. Seine Haupttätigkeit beim Landesamt für Denkmalpflege als Organisationsbeauftragter umfasst – neben der Mitwirkung bei Organisations- und Verwaltungsangelegenheiten – die Bewirtschaftung von Wett- und Drittmitteln.

Abbildungsnachweis

U1, U2 Architektur am Wasserschlosschen, Christa Kelbing, Freie Architektin, Überlingen; S66u, S68 Luftbild: Otto Braasch; S66o, S67, S69–S73 LAD; S74u, S75, S77o M. Straßburger; S76o, S78 Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg; S74o, S76u, S77m C. Casselmann; S79u Allgemeines Liegenschaftskataster, Quelle: Stadt Mosbach; S80, S81o, S82u, S85 Hausner; S79o, S81m, S82o, S83or–S83ur, S84 Lohrum; S83ol Zeichnung: Bernd F. Säubert; S88o LAD Braasch 2011; S88u, S93u LAD Meyder 2010; S89 Quelle: HFT Stuttgart; S90 Foto: Helmut Beck; S91o Quelle: Werkbericht Kammerer und Belz, Kucher und Partner, Stuttgart 1985, S. 35; S91u Quelle: KBK Architekten, Stuttgart; S92 LAD Fisch 2011; S93o LAD Geiger-Schmidt 2010; S87, S94 Quelle: Landesmedienzentrums Baden-Württemberg, Archiv Albrecht Brugger; S95–S100 Architektur am Wasserschlosschen, Christa Kelbing, Freie Architektin, Überlingen; S101–105 Tobias Hotz; S106o, S110u Michael Bro-

nold; S106u Stadt Kilsheim; S107–S110o, S111–112 LAD; S113, S116 Friedhelm Volk, Stuttgart; S114 LAD; S115o Markus Numberger, Esslingen; S115u Erhard Demuth, Architekturbüro ARS, Künzelsau; S118 Rainer Ourednik, Erlenbach am Main; S119 Patrice Wijnands, Karlsruhe; S120 A. Haasis-Berner; S121 Karte: Clark Urbans; S122, S123o LAD Geiger-Messner, 2011; S123u Quelle: Werkbericht Kammerer und Belz, Kucher und Partner, Stuttgart 1985, S. 34; S124o, S125 LAD Fisch, 2011; S124u Quelle: Peter Fallert: Mehrgeschossiger Wohnungsbau, in: Architektur in Baden-Württemberg nach 1945, Stuttgart 1990, S. 80; S126 LAD, Ulrike Plate; S127 RPF, Referat Denkmalpflege; S128–130, S132 LAD; S131 Primus Verlag GmbH.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg); LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.



- ① **Neuenbürg:** Nordschwarzwald – Besiedlung, S. 66ff.
- ② **Heidelberg:** Belagerung Heidelbergs im 17. Jh. durch Tilly, S. 74ff.
- ③ **Mosbach:** Erkenntnisse zum Fachwerkbau in Baden, S. 79ff.
- ④ **Stuttgart:** Verdichtete Siedlungen der 1960er und 1970er Jahre, S. 87ff.
- ⑤ **Friedrichshafen:** Das zweite Leben der Villa Wagner, S. 95ff. und S. 101ff.
- ⑥ **Kilsheim:** Restaurierung des Templerhauses abgeschlossen, S. 106ff.
- ⑦ **Künzelsau:** Ehemaliges Patrizierhaus wird restauriert und Stadtmuseum, S. 113ff.
- ⑧ **Mörsch:** Westwall, der Ettlinger Riegel, S. 118ff.
- ⑨ **Berau:** Das Berauer Wuhr – Wasser für das Kloster Berau, S. 120ff.
- ⑩ **Stuttgart:** Wohnquartier Aspen, S. 122ff.
- ⑪ **Stuttgart:** Terrassenhaus Schnitz in Neugereut, S. 124ff.
- ⑫ **Konstanz:** „Haus zum Bub“ verloren, S. 126ff.

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Referate 81–86
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg Referat 26 Denkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg im Breisgau
Postanschrift:
79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 Denkmalpflege

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Postanschrift:
76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Postanschrift:
Postfach 2666, 72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de
mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 2002

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte
freimachen.
Danke.

An das
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt von Montag bis Donnerstag an Frau Glass-Werner durchgeben.
Telefon 0711-90445-203 oder
Email:
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de

Änderungen sind zudem auf unserer Homepage möglich:
www.denkmalpflege-bw.de